

Zur Lage und Zukunft der Familie in Deutschland

Norbert F. Schneider

In den letzten vier Jahrzehnten hat die Familie in Deutschland und in den anderen Ländern des westlichen Kulturkreises teilweise erhebliche Veränderungen erfahren. Im Kern des Wandels der Familie stehen zwei Prozesse: (1) die ehemals moralisch, rechtlich und faktisch gegebene enge Verknüpfung von Ehe, Familie, Elternschaft, Sexualität und Haushalt hat sich zum Teil aufgelöst; (2) die aufgrund dieser Verwobenheit früher gegebene, relativ große Einheitlichkeit von Familie und Familienentwicklung wird zunehmend abgelöst durch die Vielfalt ihrer Erscheinungsformen und die Kontingenz und Dynamik der Familienentwicklungsprozesse. Vor diesem Hintergrund stellen sich einige Fragen, die im folgenden Beitrag erörtert werden:

- Wodurch ist der Wandel der Familie charakterisiert?
- Durch welche Ursachen wird der Wandel hervorgerufen?
- Welche Folgen hat der Wandel der Familie?

Bevor auf diese Fragen eingegangen wird, ist jedoch zunächst zu klären, was unter Familie zu verstehen ist.

1 Was ist Familie? Eine Frage von hoher gesellschaftspolitischer Relevanz

Im traditionellen Verständnis ist Familie ein Ehepaar, das zusammen mit seinen Kindern in einem Haushalt wohnt. Demnach ist, soziologisch formuliert, Familie durch fünf Merkmale bestimmt: Durch das Vorhandensein von zwei Generationen, zwei Geschlechtern, der Ehe, verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern und einer Haushalts- und Wirtschaftsgemeinschaft. Diese Auffassung ist immer noch weit verbreitet, stimmt aber mit der Lebenspraxis einer wachsenden Zahl von Menschen nicht mehr überein. Herausgebildet und verbreitet haben sich zahlreiche Lebensformen, die von diesem Modell abweichen. Beispiele

dafür sind etwa Alleinerziehende, nicht verheiratete Paare mit ihren Kindern, gleichgeschlechtliche Paare, die mit den Kindern eines Partners oder einer Partnerin zusammenleben und Paare ohne Kinder, die nicht zusammenwohnen, aber solidarisch verbunden sind und füreinander sorgen. Sind das Familien? Welche Merkmale sind zur Bestimmung geeignet? Gibt es überhaupt geeignete Merkmale?

In der aktuellen gesellschaftspolitischen Diskussion, was Familie ist oder sein soll, sind drei unterschiedliche Positionen erkennbar:

- Die erste Position, die dem traditionellen Verständnis weitgehend verpflichtet ist, ist sehr stark ehezentriert: Familie ist nur dort, wo ein Ehepaar mit seinen Kindern in einem Haushalt zusammenlebt. Nur diese Lebensform ist sozial legitimiert, keine andere darf ihr gleichgestellt werden. Diese Position wird vornehmlich in der katholischen Lehrmeinung und durch die CSU vertreten.
- Die zweite Position rückt die Eltern-Kind-Beziehung in den Mittelpunkt: Familie ist eine Verantwortungsgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern bzw. zwischen Kindern und Eltern. Oder, prägnanter ausgedrückt: Familie ist überall dort, wo Kinder sind. Ehe und Haushaltsgemeinschaft sind für eine Familie demnach nicht länger konstitutiv. Damit konturiert sich ein neuer, weiter gefasster Familienbegriff, der einzig auf die Eltern-Kind-Beziehung abstellt. Diese Position wird bspw. von der SPD vertreten.
- Die dritte Position ist noch offener gefasst, sie fokussiert das Vorliegen von Solidarbeziehungen. Familienartig ist jede exklusive Solidargemeinschaft zwischen zwei oder mehr Personen, die auf relative Dauer ausgerichtet ist. Familie ist also auch dort gegeben, wo keine Kinder sind. Diese Position wurde in Deutschland schon vor etwa zehn Jahren vom Bundesverfassungsgericht formuliert. In Schweden, Dänemark und mit dem „Pact Civile de Solidarité“ auch in Frankreich, gibt es bereits entsprechend angelegte Rechtsinstitute.

Der Frage, was Familie ist, kommt v.a. deshalb eine große Bedeutung zu, weil mit der Antwort darauf bestimmt wird, welche Lebensformen gesellschaftlich legitimiert sind und als besonders schutz- und förderungswürdig gelten sollen. Solidarität, Exklusivität und relative Dauerhaftigkeit, diese Merkmale können ein gutes Fundament für moderne Vorstellungen von Familie abgeben und die auf dem Kirchenrecht und dem bürgerlichen Recht basierende starre Normierung der Ehe ablösen.

Für sozialwissenschaftliche Analysen ist der Begriff Familie nur sehr eingeschränkt brauchbar. Hier dominiert eine andere Diktion: Menschen leben in „*privaten Lebensformen*“. Die bäuerliche Großfamilie ist ebenso eine Lebensform wie der Singlehaushalt. Es handelt sich hier also um einen allgemeinen und umfassenden Begriff. „*Familiale Lebensformen*“ bilden eine Teilmenge, die dadurch bestimmt ist, dass darin mindestens ein Elternteil und Kinder zusammenleben. Schließlich bildet die „*eheliche Kernfamilie*“ eine Teilmenge familialer Lebensformen, die dadurch bestimmt wird, dass Mann und Frau als Ehepaar mit ihren leiblichen Kindern zusammenleben. Wollte man noch weiter differenzieren, können hier zwei Formen unterschieden werden: die „*bürgerliche Kernfamilie*“, die im klassischen Sinn auf einer strikten komplementären Rollenteilung zwischen den Geschlechtern beruht, der Mann übernimmt die Rolle des Alleinversorgers, die Frau die der Hausfrau und Mutter. Davon zu unterscheiden ist die „*moderne Kernfamilie*“, die auf einer egalitären Rollengestaltung der Partner basiert.

Private Lebensformen sind keine starren Strukturtypen. Vielmehr sind sie als Entwicklungsprozesse zu sehen, charakterisiert durch wechselnde Aufgaben und Leistungen sowie durch unterschiedliche Beziehungsmuster. Aber nicht nur einzelne Lebensformen sind dynamisch, der gesamte Prozess der „*privaten Lebensführung*“, d.h. die Gestaltung der Lebensformen und ihrer Aufeinanderfolge im Lebenslauf, ist als Prozess zu verstehen, der durch Übergänge und dadurch begründete Lebensphasen charakterisiert ist.

Die Familie gibt es nicht. Vielmehr ist von einer Vielfalt unterschiedlicher (familiarer) Lebensformen auszugehen, die, jede für sich, eine gewisse soziale Legitimität beanspruchen können und einer je spezifischen politischen Unterstützung oder Förderung bedürfen. Familie ist keine gottgegebene und keine natürliche, sondern eine soziale Institution, die durch die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse geprägt, dadurch aber nicht determiniert ist. Denn Familie ist auch ein individuelles Verhältnis, sie wird hervorgebracht und gestaltet durch die Menschen, die in ihr leben – unter den Bedingungen ihrer sozialen Existenz.

2. Wandel und Lage der Familie in Deutschland – Wiederkehr der Normalität der Vielfalt

Die Jahre zwischen 1955 und 1968 werden allgemein als Blütezeit von Ehe und Familie bezeichnet („the golden age of marriage“). Konkret bedeutet das, dass ein sehr großer Teil der Bevölkerung in einer Lebensform lebte, die als eheliche Kernfamilie im oben beschriebenen Sinne bezeichnet werden kann. Aufgrund geringer Scheidungszahlen, hoher Heiratsneigung, geringer Mortalitätsraten im Kinder- und mittlerem Erwachsenenalter und aufgrund geringer Anteile kinderloser Personen kann eine relativ große Einheitlichkeit der Lebensformen und eine vergleichsweise hohe Vorhersehbarkeit der Lebensführung konstatiert werden. Diese Situation war und ist historisch gesehen ein Ausnahmefall. Davor, d.h. insbesondere auch im 18. und 19. Jahrhundert, ist von einer Vielfalt der Lebensformen auszugehen, die hauptsächlich durch den großen Einfluss der sozialstrukturellen Lage auf die Familienformen (Rosenbaum 1982), die Reichweite von Heiratsverboten und das hohe Risiko der Verwitwung in jungen Jahren verursacht war. Seit Ende der 1960er Jahre sind Prozesse in Gang gekommen, die zusammenfassend als Rückkehr zur Normalität der Vielfalt (Trotha 1990), als Individualisierung der Lebensführung und als Pluralisierung der Lebensformen bezeichnet werden (Beck und Beck-Gernsheim 1989; Peuckert 1999). Die Ursachen dafür sind komplex und vielfältig, aber zwei strukturelle Veränderungen haben einen besonderen Einfluss. Ein allgemeiner gesellschaftlicher Modernisierungsschub, in dem sich die Inhalte sozialer Normen und Institutionen verändert, ihre Verbindlichkeit und die Bedeutung sozialer Kontrolle verringert und die Starre gesellschaftlicher Strukturen gelockert haben. Vor allem die Institution der Ehe hat sich von einer auf Schutz und Unterdrückung basierenden Sozialform (Giddens 1993), die sozial intensiv kontrolliert war und auf von außen gesetzten, rigiden Regeln basierte, zu einer individuell gestaltbaren Partnerschaft gewandelt, die sozial anerkannt und mit bestimmten Pflichten, Rechten und Privilegien verbunden ist. Einen zentralen Stellenwert für den Wandel von

Familie und privater Lebensführung hat zweitens die veränderte Rolle der Frau, die sich im Zuge einer erhöhten Bildungsbeteiligung entfaltet und die ökonomische Unabhängigkeit von Mann und Ehe ermöglicht hat.

Einige der angesprochenen Veränderungen der Familie sind als Fortsetzung langfristiger Entwicklungen zu betrachten, das gilt vornehmlich für den Rückgang der Geburten ab 1965, andere Tendenzen, vor allem der Rückgang der Heiratsneigung, sind als neue und sich selbst verstärkende Trends zu interpretieren.

Bei einer allgemeinen Betrachtung der demografischen Bewegung in Deutschland wird erkennbar, dass die Entwicklung bis heute in zwei bis drei Phasen, je nach betrachteten Merkmalen, verlaufen ist. Mitte der 1960er Jahre setzte ein erster intensiver Wandlerungsschub ein, der ca. 15 Jahre dauerte und um 1980 endete. In diesem Zeitraum kam es zu einem starken Absinken der Geburtenrate (1965-1975), einem Rückgang der Heiratsneigung (1963-1978) und einem raschen Anstieg der Scheidungshäufigkeit (1969-1984). Daran schloss sich eine Phase relativer Stabilität an, die bis Anfang der 1990er Jahre andauerte und im Fall der Geburtenraten noch andauert. Die Geburtenrate ist seit 1975 in Westdeutschland nahezu konstant. Im Fall der Eheschließungen und Scheidungen ist seit Anfang der 90er Jahre eine dritte Phase erkennbar, die durch einen raschen weiteren Anstieg der Scheidungen und einem erneuten Absinken der Heiratsneigung charakterisiert ist.

Diese Entwicklung der demografischen Bewegung ist überlagert durch zwei Tendenzen, die Ende der 1960er bzw. Ende der 1970er Jahre einsetzten und seitdem linear und sehr kontinuierlich verlaufen. Im ersten Fall handelt es sich um die allmähliche Entkoppelung von Ehe und Elternschaft, die sich in einem langsamen, aber stetigen Anstieg des Anteils außerehelicher Geburten manifestiert; die zweite Tendenz betrifft den zunehmenden Aufschub der Familiengründung, gemessen am Alter bei der ersten Geburt und am Alter bei der (ersten) Eheschließung.

2.1 Demografische Prozesse in West- und Ostdeutschland

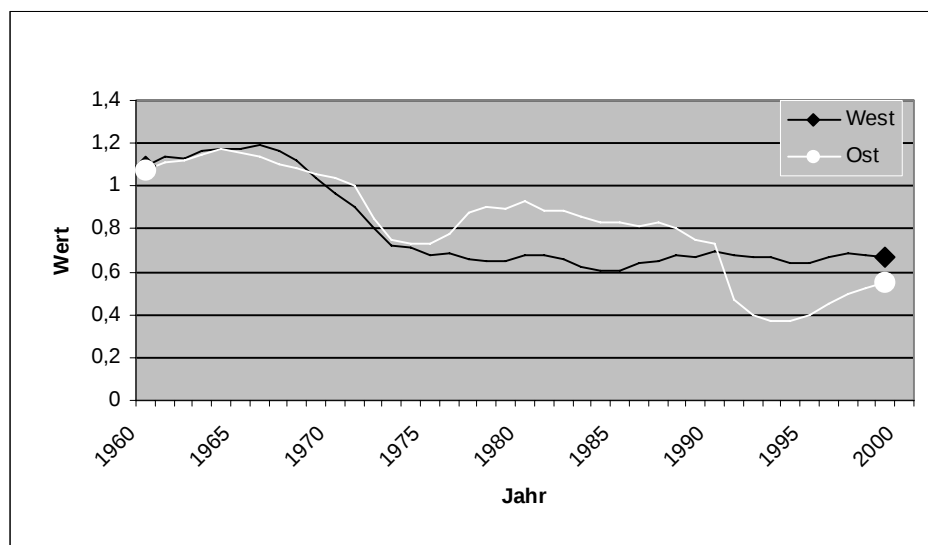
Die demografischen Prozesse sind in beiden deutschen Staaten teilweise sehr unterschiedlich verlaufen. Nach der Wiedervereinigung haben sich die Unterschiede zwischen alten und neuen Bundesländern teilweise noch verstärkt. Daher ist es notwendig, die Situation in Ost und West getrennt zu behandeln. Da dies für beide deutschen Staaten im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden kann, bleibt die Darstellung und Diskussion langfristiger Entwicklungen auf die alten Bundesländer beschränkt. Die Situation in den neuen Bundesländern wird anschließend zusammenfassend dargestellt und zur Lage der Familie und der privaten Lebensführung im Westen kontrastiert.

2.1.1 Generatives Verhalten: Kein Geburtenrückgang in Westdeutschland seit 1975

Deutschland weist seit über einem Vierteljahrhundert eine der niedrigsten Geburtenraten der Welt auf. Gegenwärtig liegen in Europa nur die Geburtenraten in Italien und in Spanien noch etwas niedriger. Bei rund 656.000 Geborenen¹ in den alten Bundesländern im Jahr 2000 betrug die Nettoerproduktionsrate (NRR), d.h. die mittlere Anzahl der Mädchengeburten einer Frau im Laufe ihres Lebens unter Be-

rücksichtigung der gegebenen Fruchtbarkeits- und Sterblichkeitsverhältnisse etwa 0,67. Damit erfolgen gerade zwei Drittel der zur Sicherung des Bevölkerungsbestands nötigen Geburten. Die Nettoreproduktionsrate, die ihren höchsten Wert 1964 mit 1,18 bei ca. 1,07 Millionen Geborenen erreichte, sank in der Folge extrem rasch ab und betrug elf Jahre später nur noch 0,68. Seitdem ist die NRR nahezu konstant.

Grafik 1: Nettoreproduktionsrate der 15- bis 45-Jährigen in Ost- und Westdeutschland (1960-2000)



Ein wesentlicher Grund für die niedrige Geburtenrate ist der hohe Anteil dauerhaft kinderloser Personen. Deutschland hat weltweit einen der höchsten Anteile dauerhaft kinderloser Frauen. Gegenwärtig ist davon auszugehen, dass nahezu jede dritte Frau, die um 1965 geboren worden ist, kinderlos bleiben wird. Bei den in den 1940er Jahren geborenen Frauen betrug dieser Anteil 10-15 Prozent und bei den 1960 geborenen 25 Prozent (vgl. Dorbritz und Schwarz 1996). Als Gesamtphänomen ist Kinderlosigkeit in gewollte und ungewollte Kinderlosigkeit zu differenzieren. Gewollte Kinderlosigkeit kann auf einer prinzipiellen Ablehnung von Elternschaft oder auf einem immer wieder vollzogenen Aufschub eines latent vorhandenen Kinderwunschs mit abschließendem Verzicht auf Kinder beruhen. Ungewollte Kinderlosigkeit kann infolge des Fehlens eines geeigneten Partners oder auf Grund von Infertilität entstehen. Das Risiko infertil zu sein bzw. zu werden steigt mit zunehmendem Alter stark an. Im Alter von 20-25 Jahren sind etwa sechs Prozent betroffen (Höpflinger 1991), bei den 35-40-Jährigen ist dieser Anteil vier oder fünf Mal so hoch. Die zunehmende Inanspruchnahme reproduktionsmedizinischer Unterstützung ist demnach nicht in erster Linie Folge einer, etwa im Zusammenhang mit wachsenden Umweltbelastungen, allgemein sinkenden Fruchtbarkeit, sondern Ergebnis des biografischen Aufschubs der Erstelternschaft.

In Westdeutschland sind Elternschaft und Ehe nach wie vor eng verknüpft. Im Vergleich mit vielen westlichen Industrieländern weisen die alten Bundesländer, trotz eines beständigen Anstiegs seit Mitte der 1960er Jahre, einen vergleichsweise niedrigen Anteil nichtehelich Geborener auf. Nur in Griechenland und Italien ist dieser Anteil deutlich geringer. In Skandinavien, Frankreich oder auch Großbritannien ist dieser Anteil teilweise bis zu drei Mal so hoch (Eurostat für 1999). 1966, in einer Zeit, in der eine nichteheliche Geburt durchaus noch mit negativen sozialen Konsequenzen verbunden war, waren 4,6 Prozent aller Geburten in der Bundesrepublik Deutschland nichtehelich. In der Folge ist dieser Anteil kontinuierlich, aber langsam bis auf 14,3 Prozent im Jahr 1997 angestiegen. Mit der Änderung des Kindschaftsrechts und der völligen Gleichstellung nichtehelicher und ehelicher Kinder ist der Anteil nichtehelicher Geburten seither etwas stärker angestiegen. Er betrug im Jahr 2000 18,6 Prozent.

Entgegen der weit verbreiteten Einschätzung, dass immer mehr Kinder ohne Geschwister aufwachsen², ist der Anteil von Einzelkindern an allen Kindern in den letzten Jahren nur mäßig angestiegen. 1984 waren zwölf Prozent und 1994 knapp 16 Prozent aller Kinder geschwisterlos (Klein 1995, 292). Die geringe Zahl der Geburten beruht folglich nicht auf einem Anstieg von Einzelkindern, sondern darauf, dass immer mehr Frauen kinderlos bleiben und immer weniger dritte oder vierte Kinder geboren werden.

Der soziale Kontext, in den das generative Verhalten in Deutschland eingebunden ist, hat sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend gewandelt. Dabei sind drei Faktoren von herausragender Bedeutung. Zu nennen ist zuerst die gewandelte Frauenrolle. Mit der gewachsenen Bildungs- und Erwerbsbeteiligung der Frauen eröffneten sich für diese neue Optionen, die die Phase ihrer alternativlosen Festlegung auf das Hausfrauen- und Mutterdasein beendet haben. Ein zweiter Faktor beruht darauf, dass Elternschaft heute nicht mehr alternativlos, sondern zu einer Option unter anderen geworden ist. Dies setzt die relativ zuverlässige Planbarkeit voraus, die durch die Verbreitung der „Pille“ seit den sechziger Jahren gegeben ist. Der dritte und vielleicht bedeutsamste Faktor gründet im Bedeutungswandel von Elternschaft. Elternschaft bedeutet heute etwas gänzlich anderes als noch vor vierzig Jahren. Dies hängt zusammen mit neuartigen an Mütter und Väter gerichteten Rollenerwartungen, mit veränderten Einstellungen gegenüber Kindern, mit der Aufwertung der gesellschaftlichen Stellung von Kindern, wie sie etwa an ihrer Anerkennung als Rechtssubjekte erkennbar wird. Hinzu kommt, dass Elternschaft mit der Etablierung neuer Leitbilder, etwa den „Neuen Vätern“, der „Gelingenden Erziehung“ oder der „Verantworteten Elternschaft“ heute deutlich voraussetzungsreicher und anspruchsvoller ist als noch vor wenigen Jahrzehnten. Eltern sehen sich mit veränderten Rollenerwartungen und Aufgaben konfrontiert. Daraus und auch aus der Tatsache, dass auf die Belange von Eltern gesellschaftlich wenig Rücksicht genommen wird, resultieren Probleme, die die Realisierung vorhandener Kinderwünsche verhindern.

Bei allen diesen Veränderungen haben sich zwei bedeutsame Sachverhalte nicht gewandelt: Erstens: Die Mutterrolle weist eine enorme Kontinuität auf. Schütze (2000, 100f.) spricht von einem „harten Kern von Rollenerwartungen, der ... möglicherweise universelle Geltung beanspruchen kann. Dieser Kern läßt sich als Zuwendung und Fürsorge für das leibliche und seelische Wohl des Kindes be-

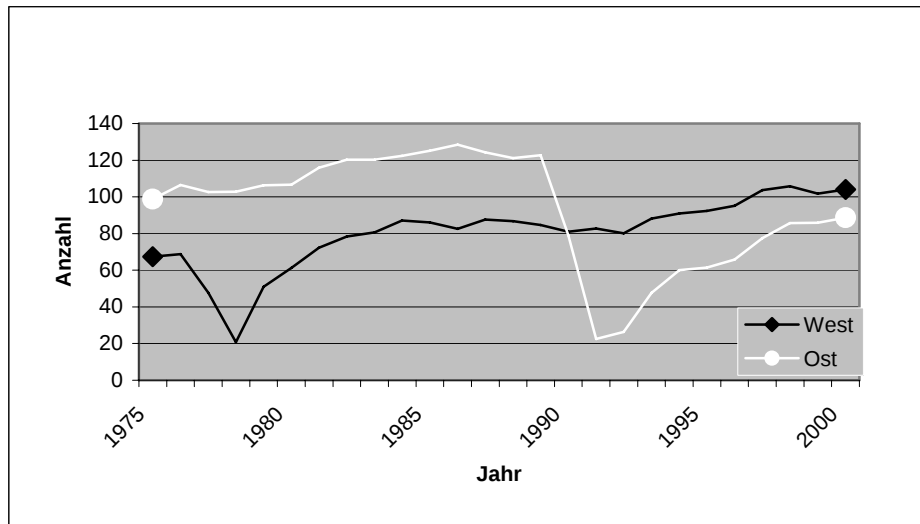
schreiben“. Vor dem Hintergrund dieser sehr stabilen Rollenerwartungen erscheinen die stattgefundenen Veränderungen der Mutterrolle zwar als bedeutsam, tangieren aber nicht ihren Kern. Unter anderem daraus resultiert der zweite relevante Sachverhalt, dass nämlich Elternschaft für Väter und Mütter nach wie vor etwas gänzlich anderes bedeutet. Mütter erbringen weiterhin den Großteil der Erziehungsleistungen, oftmals verbunden mit einem Verzicht auf größere gesellschaftliche Teilhabe, vornehmlich im Beruf. Mit dem Übergang zur Elternschaft findet eine nachhaltige Retraditionalisierung der partnerschaftlichen Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern statt. Ein Effekt der bereits beim ersten Kind eintritt und sich nach der Geburt eines zweiten Kinds nochmals signifikant verstärkt (vgl. Quaiser-Pohl 2001). Insgesamt erleben deutsche Eltern ihre Kinder im interkulturellen Vergleich signifikant häufiger als Belastung (ebenda, S. 301), wobei die Belastungen aus den wahrgenommenen Problemen bei der Vereinbarung von Familie und Beruf, aus den wahrgenommenen Diskrepanzen zwischen Rollenideal und Realität bei Frauen und aus einer besonderen Verunsicherung bei der Kindererziehung resultieren.

Besonders „Neue Väter“ befinden sich gegenwärtig in einer höchst unbestimmten Situation. Sie wollen sich im Zug des Wandels der Vaterrolle vom Ernährer zum Erzieher (Fthenakis und Minsel 2001) mehr um die Erziehung und Betreuung ihrer Kinder kümmern und müssen feststellen, dass diesen Versuchen die gestiegenen Anforderungen im Berufsleben an Mobilität, Flexibilität, Verfügbarkeit und Einsatzbereitschaft entgegenstehen. Die auf Seiten der Familie und auf Seiten des Berufslebens gewachsenen Anforderungen führen zu einer paradoxen Situation. „Neue Väter“ sind, im Vergleich zur Generation ihrer Väter, heute zugleich mehr und weniger ins Familienleben involviert. Einerseits sind Väter heute besser darauf vorbereitet, eine aktive Rolle in der Kindererziehung zu übernehmen und sie sind stärker in die Familienarbeit eingebunden, andererseits wächst aufgrund der gestiegenen Scheidungshäufigkeit und des größeren beruflichen Engagements die Zahl an Vätern, die nur sehr wenig Zeit mit ihren Kindern verbringen (Mintz 1998, 23).

2.1.2 Ehescheidung: Deutlicher Anstieg seit 1993

In den alten Bundesländern wurden im Jahr 2000 ca. 165.000 Ehen geschieden. Das entsprach einer spezifischen Ehescheidungsziffer (Scheidungen je 10.000 bestehende Ehen) von 104. 1998 hatte dieser Wert seinen bisherigen Höchststand mit 105,7 erreicht. Beim Vergleich früherer Werte zeigt sich die hohe Dynamik der Entwicklung v.a. seit 1992. Im Jahr 1960 betrug diese Ziffer 35,7 und 1990 lag sie bei einem Wert von 81. Im europäischen Vergleich nehmen die alten Bundesländer damit eine mittlere Position ein. In den skandinavischen Ländern und in Großbritannien ist die Scheidungsrate etwas höher, in den südeuropäischen Ländern und in Irland dagegen wesentlich niedriger. Unter den gegenwärtigen Ehescheidungsverhältnissen ist davon auszugehen, dass mehr als jede dritte der in den 1990er Jahren geschlossenen Ehen geschieden werden wird. Für die Eheschließungsjahrgänge 1950 und 1970 lag dieser Wert bei zehn bzw. bei 25 Prozent.

Grafik 2: Anzahl der Ehescheidungen je 10.000 bestehende Ehen in Ost- und Westdeutschland (1975-2000)



Noch in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte eine Ehescheidung gravierende soziale und persönliche Folgen. Scheidungen waren sozial unerwünscht und gleichgesetzt mit einem persönlichen Scheitern. Heute sind Scheidungen entdiskriminiert und ein Stück weit Normalität. Die Ehescheidung ist heute ein durchaus akzeptierter Schritt zur Auflösung einer als unbefriedigend oder belastend empfundenen Ehe. Hinzu kommt, dass ein Leben als geschiedene Person mittlerweile, ganz im Unterschied zu früher, problemlos möglich ist und eine Alternative zur lebenslangen Ehe oder zur Wiederheirat darstellt. Die Scheidungshäufigkeit hat sich in Deutschland im Wesentlichen in drei Etappen entwickelt. Einer Phase des starken Anstiegs zwischen 1962 (mit 48.500 Scheidungen) und 1984 (mit knapp 131.000), nur unterbrochen durch ein Scheidungstief, das durch die Reform des Ehe- und Familienrechts 1977 ausgelöst war, folgte eine Phase der Stagnation zwischen 1985 und 1992. Seither hat erneut ein bedeutsamer weiterer Anstieg stattgefunden.

Bezogen auf die Ehedauer hat sich das Scheidungsgeschehen in Deutschland in zweifacher Hinsicht bedeutsam verändert. Erstens werden immer mehr Ehen immer früher geschieden. Die höchste ehedauerspezifische Scheidungshäufigkeit liegt heute im vierten und fünften Ehejahr. Da dieser Ziffer der Zeitpunkt der juristisch vollzogenen Scheidung zu Grunde liegt ist davon auszugehen, dass die faktische Trennung der Partner am häufigsten im dritten Ehejahr stattfindet. Das „verflixte siebte Jahr“, von dem der Volksmund im Hinblick auf eine besondere Scheidungshäufigkeit spricht, hat es statistisch gesehen nie gegeben. Die zweite bedeutsame Entwicklung ist, dass es zu einer Erhöhung der Scheidungswahrscheinlichkeit in allen Ehejahren gekommen ist. Auch Ehen mit einer Dauer von 15 oder mehr Jahren werden heute häufiger geschieden als in der Vergangenheit. Aber auch hier gilt, dass eine immer wieder vertretende Auffassung unrichtig ist. Es gibt keine statisti-

schen Hinweise darauf, dass sich nach dem Auszug der Kinder aus dem elterlichen Haushalt die Scheidungswahrscheinlichkeit erhöht.

Die Zahl der von der Scheidung ihrer Eltern betroffenen minderjährigen Kinder blieb über lange Zeit hinweg relativ konstant. Zwischen 1980 und 1992 waren pro Jahr etwa 90.000 minderjährige Kinder betroffen. In der Folge kam es zu einem deutlichen Anstieg der Zahl der Scheidungskinder bis 1997 mit einem Maximum von 135.500. In den Folgejahren ist ihre Zahl wieder deutlich auf 123.000 im Jahr 2000 gesunken. Im langjährigen Durchschnitt sind pro 100 Ehescheidungen etwa 80 Kinder betroffen.

Über die Folgen einer Scheidung für die Kinder bestehen unterschiedliche und zum Teil unzutreffende Auffassungen. Nach neuesten Erkenntnissen der psychologischen Forschung ist nicht das Scheidungserlebnis, sondern ein oft langdauerndes und sehr konflikthafte Familienleben vor der Trennung maßgeblich dafür, dass Kinder aus ihrem seelischen Gleichgewicht gebracht werden. Insgesamt gibt es wenige Hinweise auf langfristige und schwerwiegende Scheidungsfolgen, belegt sind aber kurzfristige Folgen, die unter anderem in Abhängigkeit von Alter und Geschlecht der Kinder variieren. Wie die Kinder die Scheidungsfolgen bewältigen, ist hauptsächlich abhängig von den familialen Beziehungen vor, während und nach der Scheidung. Je höher das Konfliktniveau vor der Trennung, desto gravierender die Folgen und je besser die Eltern nach der Scheidung konstruktiv miteinander umgehen können, desto besser gelingt die Scheidungsbewältigung durch die Kinder (vgl. die Beiträge im Sammelband von Walper und Schwarz 1999 und die Ergebnisse der Längsschnittstudie von Amato und Booth 1997).

Soziologisch häufig untersucht wurde die Frage, ob Kinder aus einer Scheidungsfamilie selbst wieder ein höheres Scheidungsrisiko tragen. Die Ergebnisse diverser Studien zeigen, dass die These der „Scheidungsvererbung“ als gut bestätigt angesehen werden kann (vgl. stellvertretend die Arbeit von Diekmann und Engelhardt 1995). Begründet wurde dies in der Vergangenheit mit negativen Scheidungskonzepten wie unzureichende Bindungsfähigkeit. Heute gehen Sozialwissenschaftler eher davon aus, dass Scheidungskinder ihre früheren Erfahrungen konstruktiv anwenden und weniger Angst haben, unglückliche Beziehungen zu beenden.

Die Scheidungsursachen haben sich im Lauf der letzten Jahrzehnte gewandelt. Zu unterscheiden ist zwischen objektiven Rahmenbedingungen, die das Scheidungsverhalten beeinflussen können und den jeweiligen subjektiven Scheidungsgründen. Zusammengefasst ist festzuhalten, dass sich die Bedeutung objektiver Rahmenbedingungen mit der „Normalisierung“ der Scheidung als Scheidungsbarrieren größtenteils aufgelöst hat. So haben sich früher bedeutsame konfessionelle, Stadt-Land und auch milieutypische Unterschiede erheblich nivelliert. Bei den subjektiven Scheidungsgründen haben Ursachen wie Gewalttätigkeit, Alkoholismus, sexuelle Untreue stark an Bedeutung verloren. Sie wurden abgelöst durch „Interaktions- und Kommunikationsvariablen“ (Bodenmann 1999).

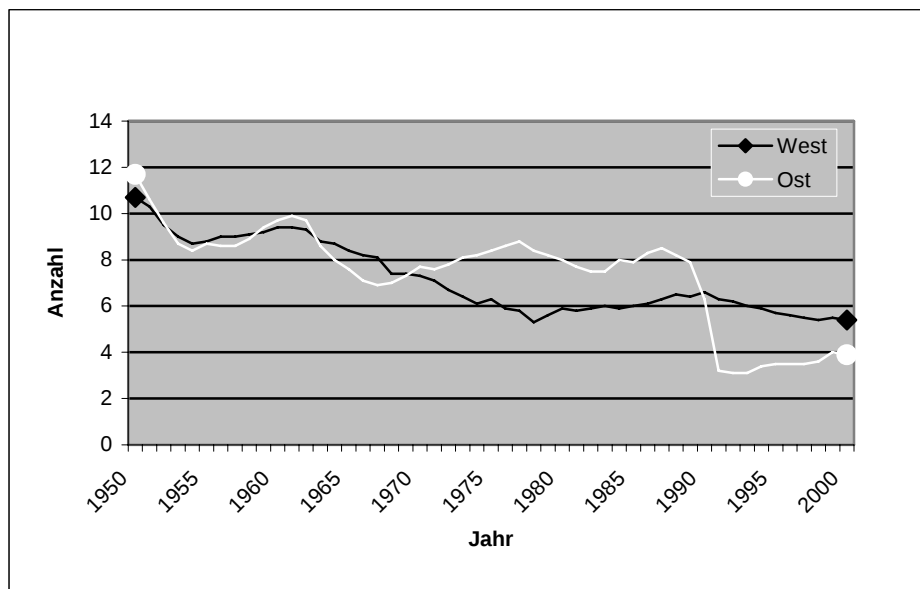
2.1.3 Heiratsneigung: Jeder Fünfte bleibt ledig

Die Zahl der Eheschließungen ist seit 1962 (530.540 Heiraten) stark rückläufig. Ein Tiefpunkt wurde 1978 mit ca. 328.200 Eheschließungen erreicht. Nach einer Phase des Wiederanstiegs der Heiratshäufigkeit (1990: 414.475) ist diese seither wieder

auf einen Wert von 360.792 im Jahr 2000 gesunken. Die Heiratsziffer (Eheschließungen je 1.000 Einwohner) betrug 2000 5,1 womit Deutschland im europäischen Vergleich einen mittleren Wert aufweist. Die höchste Heiratsneigung besteht nach Angaben von Eurostat gegenwärtig in Portugal (6,4) und Dänemark (6,7 in 1999). Die geringste Heiratsneigung haben derzeit Schweden und Belgien mit einer Heiratsziffer von 4,5 bzw. 4,4.

Heirateten in den 1960er Jahren noch mehr als 90 Prozent aller Männer mindestens einmal in ihrem Leben, so hat sich dieser Anteil deutlich reduziert, wobei bildungsspezifische Faktoren eine Rolle spielen. Nach derzeitigen Verhältnissen ist davon auszugehen, dass mindestens jeder fünfte der um 1960 Geborenen dauerhaft ledig bleiben wird. So liegt der Anteil der 40-jährigen Männer mit Hochschulabschluss, die (noch) ledig sind, derzeit bei etwa 25 Prozent.

Grafik 3: Ehescheidungen je 1000 Einwohner in Ost- und Westdeutschland (1950-2000)



Die insgesamt geringe Heiratsneigung hat viele unterschiedliche Ursachen. Die größte Bedeutung dürften in diesem Zusammenhang aber zwei miteinander in Verbindung stehende Entwicklungen haben: Der nachhaltige Bedeutungsrückgang der Institution Ehe und die Veränderungen der Grundlage „intimer Beziehungen“. Der Bedeutungsrückgang der Institution Ehe resultiert aus zwei parallelen Prozessen: Zum einen haben die mit einer Eheschließung verbundenen Vorteile abgenommen. So ist es heute problemlos möglich, unverheiratet zusammen zu wohnen, was noch Anfang der 70er Jahre praktisch ausgeschlossen war und voreheliche Sexualität wird heute, im Gegensatz zu damals, verbreitet als durchaus legitim erachtet. Speziell für Frauen hat sich der Stellenwert der Ehe gewandelt. Waren sie früher aufgrund ihrer Geschlechterrolle aus ökonomischen Gründen auf eine Ehe angewiesen,

sind sie heute sehr wohl in der Lage, eine anerkannte gesellschaftliche Position auch ohne Ehemann zu erlangen. Die Doppelgestalt der Ehe, als schützende, aber auch repressive Institution, ist unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht mehr zeitgemäß. Gleichzeitig zum Bedeutungsrückgang der Ehe hat die soziale Schlechterstellung nichtehelicher Lebensformen flächendeckend abgenommen. Gesellschaftlich hat sich eine große Toleranz zur Vielfalt der persönlichen Lebensformen etabliert, die die Akzeptanz eines verbindlichen, normativ abgesicherten Leitbilds abgelöst hat (vgl. auch Allen et al. 2001). Damit haben Push- und Pull-Effekte, die früher ganz selbstverständlich zu einer Eheschließung geführt haben, gleichermaßen an Bedeutung verloren. Die Ehe hat ihren Status als unhinterfragte Selbstverständlichkeit verbreitet eingebüßt. Wertrationale und emotionale Motive zur Eheschließung spielen nur mehr eine untergeordnete Rolle. Der Entschluss zur Heirat wird heute mehr als in den 60er und 70er Jahren durch spaßorientierte und utilitaristische Motive bestimmt, wobei der „kindorientierten Eheschließung“ eine übertragende Bedeutung zukommt, so jedenfalls die These von Nave-Herz (1999).

Die andere wichtige Ursache für den Rückgang der Heiratsneigung ist der Wandel der Grundlagen von Liebesbeziehungen (Giddens 1993). Nach Giddens werden intim-expressive, er spricht auch von „reinen“, Beziehungen heute auf der Basis „leidenschaftlicher“ Liebe begründet, die im Unterschied zur romantischen Liebe der Vergangenheit, die auf eine lebenslange Verbindung ausgerichtet war, vergänglich ist. „Reine“ Beziehungen werden nur um ihrer selbst Willen begründet und aufrechterhalten. Ihr Hauptzweck ist die emotionale Befriedigung der Partner. Wird dieser Zweck nicht mehr hinreichend erfüllt, wird die Beziehung beendet. Für diese Art befristeter Beziehungen, die weder auf ökonomischen Kalkülen noch auf sozialen Konventionen beruhen, sondern auf persönlichen, intrinsischen Motiven, ist die Ehe mit ihren Verbindlichkeiten eher hinderlich. Moralische Imperative, in der Vergangenheit oft Grundlage persönlicher Beziehungen, wurden durch individuelle Motive und Vorlieben abgelöst. Allgemeine Regelungen sind ein Stück weit ersetzt durch private Vereinbarungen und Maßstäbe.

2.1.4 Timing biografischer Übergänge: Die Familiengründung findet immer häufiger erst im vierten Lebensjahrzehnt statt

Die Familiengründung, wenn sie überhaupt stattfindet, erfolgt in Deutschland immer später. Maßgeblich dafür ist die insgesamt längere Verweildauer im Bildungssystem und die damit gegebene ökonomische Unselbständigkeit bis weit in das dritte Lebensjahrzehnt hinein. In Verbindung mit dem in mehreren Studien (z.B. Schneewind et al. 1996) belegten Umstand, dass die Familiengründung, dort wo sie rational geplant ist, meist erst dann erfolgt, wenn eine ausreichend gute berufliche Position erreicht ist, werden Familien v.a. von Akademikern immer häufiger erst im vierten Lebensjahrzehnt gegründet. Hinzu kommt, dass Heirat und Elternschaft ihre einstige Rolle als endgültige und allgemein sichtbare Übergänge in den Erwachsenenstatus nahezu vollständig eingebüßt haben und dadurch auch Pull-Effekte verschwunden sind.

Im folgenden Abschnitt werden drei wichtige Übergänge im Familienentwicklungsprozess, die jeweiligen Lebensalter beim Auszug aus dem Elternhaus, bei der ersten Heirat und zum Zeitpunkt der ersten Geburt, näher betrachtet.

Das Alter beim Auszug aus dem Elternhaus ist in den letzten Jahren teilweise deutlich angestiegen, wobei ausgeprägte geschlechtstypische Unterschiede bestehen. Jungen ziehen im Durchschnitt erheblich später aus als Mädchen. Das durchschnittliche Alter beim Auszug aus dem Elternhaus betrug 1994, nach den Daten des Familiensurveys, für Frauen 21 und für Männer 26 Jahre. Etwa jeder zwanzigste Mann wohnt im Alter zwischen 25 und 44 Jahren noch bei seinen Eltern. Der rapide Anstieg des Auszugsalters besonders bei jungen Männern lässt sich beim Vergleich der Geburtskohorten gut nachweisen (Weick 2002). Lag der Median des Auszugsalters bei den zwischen 1942 und 1951 geborenen Männern in Westdeutschland noch bei ca. 22 Jahren, beträgt er in der Geburtskohorte 1972-81 26 Jahre. Bei den jungen Frauen sind dagegen in den letzten Jahrzehnten wenige Veränderungen erkennbar. Der Median schwankt zwischen 21 und 22 Jahren.

Ehen werden immer später geschlossen. Das Alter bei der ersten Heirat ist seit 1975 kontinuierlich um sechs Jahre angestiegen. Es betrug 1999 für Männer 31,1 und für Frauen 28,4 Jahre. Der Aufschub der Heirat korrespondiert mit der immer später erfolgenden Familiengründung.

Die in Deutschland geborenen Kinder haben im Durchschnitt relativ alte Eltern. Das durchschnittliche Alter der Mütter zum Zeitpunkt der Geburt ihres ersten ehelichen Kindes³ ist zwischen 1961 von 24,9 Jahre kontinuierlich bis auf 28,9 Jahre im Jahr 1999 angestiegen. Getragen wird der Aufschub der Familiengründung besonders von Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen, die lange im Bildungssystem verbleiben und mit der Geburt ihrer Kinder warten, bis die Ausbildung abgeschlossen und der Einstieg ins Berufsleben erfolgt ist. Nach Berechnungen von Klein und Lauterbach (1994, 292) waren Frauen mit Universitätsabschluss, die zwischen 1946 und 1950 geboren wurden, bei der Geburt ihres ersten Kindes im Schnitt 4,3 Jahre älter als Frauen mit Hauptschulabschluss. Mit dem Aufschub der Familiengründung hat sich auch die Reproduktionsperiode, d.h. der Abstand zwischen erster und letzter Geburt deutlich verringert. Betrug diese Phase bei drei geborenen Kindern 1961 noch 5,5 Jahre war sie 1999 auf 3,1 Jahre geschrumpft.

2.1.5 Migration und Ethnie:

Ausländische Mitbürger haben viel häufiger Kinder

Eine erhebliche Bedeutung für die wachsende Vielfalt von Lebensformen hat die große Zahl von Migranten, die in den letzten Jahrzehnten nach Deutschland gekommen sind. Im Jahr 2000 lebten etwa 7,34 Millionen Ausländer in Deutschland. Hinzu kommt etwa ein Million, die in den letzten zehn Jahren eingebürgert worden sind. Derzeit gibt es in Deutschland ca. 1,3 Millionen Ehen, in denen beide Partner Ausländer sind. Weitere 806.000 Ehen sind binational, d.h. einer der beiden Partner hat eine andere als die deutsche Staatsangehörigkeit. Bei etwa 27 Prozent dieser binationalen Ehen entstammt der ausländische Partner einem anderen Kulturkreis. Insbesondere Personen und Familien, die aus nicht westlich geprägten Kulturkreisen stammen, befinden sich in Lebensformen, die sich zum Teil erheblich von jenen der Deutschen unterscheiden. Das gilt u.a. für die Bedeutung außerehelicher Sexualität, die Kriterien der Partnerwahl, die Bedeutung des Verwandtschaftssystems und die Bedeutung gemeinsamen Wohnens (vgl. Allan et al. 2001, 824). Die Form der Lebensführung ist natürlich stark geprägt durch die jeweilige

Ethnie. Auf diese Unterschiede kann an dieser Stelle jedoch nicht weiter eingegangen werden (vgl. dazu den Sechsten Familienbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2000). Allgemein ist jedoch festzuhalten, dass Menschen mit nicht deutscher Herkunft häufiger als Deutsche mit Kindern, v.a. auch häufiger in kinderreichen Familien leben. In 57 Prozent aller von ausländischen Bürgern geführten Haushalten leben Kinder, aber nur in 38 Prozent der von Deutschen geführten (Schneider et al. 2000, 22). Neben den unterschiedlichen morphologischen Merkmalen der Lebensform sind die Folgen der Migration auf die Generationsbeziehungen und auf das Verwandtschaftssystem bedeutsam. Migration ist oftmals verbunden mit einer weitgehenden Aufgabe eng geknüpfter Generationen- und Verwandtschaftsbeziehungen, Beziehungen, die gerade im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung von besonderer Bedeutung sind.

2.2 Vielfalt von Lebensformen und Familienentwicklungsprozessen

In den letzten Jahren ist in der soziologischen Diskussion über den Wandel von Familie und privater Lebensführung in Deutschland eine Debatte darüber entbrannt, ob die Veränderungen im Sinne einer „Pluralisierung der Lebensformen und der Lebensläufe“ zu interpretieren sind oder nicht. Pluralisierung meint dabei, dass die Zahl unterschiedlicher Lebensformen und Lebenslaufmuster zugenommen hat und dass die Lebensformen heute gleichmäßiger verteilt sind als zu Zeiten der Monopolstellung der ehelichen Kernfamilie. Bei einer Gesamtbetrachtung der Pluralisierungsdebatte lassen sich drei unterschiedliche Positionen ausmachen. Einige Autoren gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass „seit Mitte der 60er Jahre ... in der Bundesrepublik Deutschland und in der ehem. DDR eine zunehmende Pluralisierung und Individualisierung der Lebensformen ...“ zu beobachten ist (Peuckert 1999, 19). Diese Position, die sich vor allem im Zusammenhang mit der These der gesellschaftlichen Individualisierung (Beck und Beck-Gernsheim 1989) etabliert hat, hat sich im öffentlichen Diskurs weitgehend durchgesetzt. Unter Hinweis auf die ungenügende Gegenstandsbestimmung und Begriffsreflexion sowie auf die fehlende empirische Basis sind in jüngster Zeit einige Familiensoziologen und -soziologinnen der Pluralisierungsthese vehement entgegengetreten. Eine empirische Basis herzustellen ist das Anliegen einer Reihe neuerer Arbeiten. Fast einhellig kommen die Autoren dieser Arbeiten, z.B. Wagner und Franzmann (2000), zu der Schlussfolgerung, dass „im Vergleich der Jahre 1972 und 1996 von einer nennenswerten Pluralisierung nicht gesprochen werden kann“ (S. 151). Das Problem dieser Arbeiten ist, dass sie mit sehr groben und insgesamt ungeeigneten Indikatoren arbeiten. Eine dritte Position wird u.a. von Lüscher (1997) vertreten. Er spricht von einer „Pluralität in Grenzen“ und betont damit, dass der gesellschaftliche Strukturwandel zwar zu einer erkennbaren Zunahme von Handlungsoptionen, aber nicht zu einem „anything goes“ der privaten Lebensführung geführt hat. Weiter, so wird argumentiert, hat die Vielfalt der Lebensformen nur in der Altersgruppe der 20-35-Jährigen erkennbar zugenommen. Eine Pluralisierung findet zudem nur bei nichtfamilialen Lebensformen statt, während bei familialen Lebensformen eher eine gegenläufige Entwicklung im Sinne einer zunehmenden Homogenisierung auf-

grund des weitgehenden Verschwindens erweiterter Familienhaushalte zu beobachten ist.

Für eine adäquate Betrachtung und Interpretation der jüngsten Entwicklungen der Familie sind Merkmale auf folgenden vier Dimensionen zu berücksichtigen:

- *Die Morphologie von Lebensformen:* Bei den *äußeren Strukturmerkmalen* handelt es sich vornehmlich um die üblicherweise verwendeten Merkmale Familienstand, Kinderzahl, Größe und Zusammensetzung des Haushalts sowie um die Verwandtschaftsverhältnisse der Haushaltsmitglieder. Ebenfalls bedeutsam sind auf dieser Dimension das Alter von Kindern und Erwachsenen sowie die Berücksichtigung haushaltsübergreifender Beziehungsstrukturen, insbes. ob außerhalb des Haushalts ein Partner oder Kinder leben.
- *Die Binnenstruktur von Lebensformen:* Als wesentliche Merkmale erscheinen die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, der Altersabstand der Partner, der Generationenabstand, Bildungsunterschiede und die ethnische Zugehörigkeit der Partner.
- *Die Familienentwicklungsprozesse.* Hier sind v.a. das Timing biografischer Übergänge, die Dauer und Aufeinanderfolge der dadurch begründeten Entwicklungsphasen und der Inklusionsgrad, d.h. die Häufigkeiten mit der die verschiedenen Übergänge und Phasen stattfinden, von Bedeutung.
- *Die subjektive Bewertung der Lebensform:* Lebensformen sind stark durch die Motive ihrer Aufrechterhaltung und durch die Umstände ihrer Entstehung gekennzeichnet. Ob Ein-Personen-Haushalte infolge von Verwitwung oder im Zusammenhang mit dem bewusst gewählten Lebensstil des Singles entstehen, qualifiziert sie möglicherweise als unterschiedliche Lebensformen.

Stand und Entwicklung einiger dieser Merkmale werden im Weiteren kurz diskutiert.

2.2.1 Zur Morphologie und Verbreitung von Lebensformen: Die traditionelle Familie ist auf dem Rückzug

Eine der nachhaltigsten Entwicklungen der letzten Jahrzehnte ist die beständige Verringerung der Größe der Privathaushalte. Die durchschnittliche Haushaltsgröße liegt gegenwärtig bei knapp über 2,1 Personen. Vor zwanzig Jahren betrug dieser Wert noch 2,4 und weitere zehn Jahre zuvor 2,7 Personen. Die Abnahme der Haushaltsgröße wird v.a. durch die Verringerung des Anteils von Haushalten mit fünf oder mehr Personen und die Zunahme des Anteils von Einpersonenhaushalten hervorgerufen. Zur ersten inhaltlichen Qualifizierung von Lebensformen ist aber weniger die Anzahl der Personen, die in einem Haushalt leben, relevant. Bedeutsamer ist, ob es sich um partnerschaftliche Lebensformen handelt und ob darin Kinder leben oder nicht. Bei einer entsprechenden Differenzierung der Lebensformen in Deutschland ergibt sich folgendes Bild (vgl. Tabelle 1): Im Jahr 1998 waren nach diesen Ergebnissen des Mikrozensus 56 Prozent aller Lebensformen in den alten Bundesländern partnerschaftlich, d.h. es lebten zwei Partner, gleichgeschlechtlich oder nicht, miteinander verheiratet oder nicht, zusammen. Jeweils die Hälfte diese Lebensformen waren mit bzw. ohne Kinder im Haushalt. 44 Prozent der Lebensformen waren nicht partnerschaftlich, d.h. hier lebte eine erwachsene Person mit oder ohne Kinder und ohne Partner im Haushalt. Sechs Prozent der Haushalte wa-

ren Alleinerziehende und mit 38 Prozent waren Einpersonenhaushalte die häufigste Lebensform.

Tab. 1: Lebensformen nach Partnerschaft und Elternschaft in den alten Bundesländern

Partnerschaft	Elternschaft	N (in Tausend)	Anteil in Prozent
ohne Partner	ohne Kind	11.862	38
	mit Kind ¹	1.715	6
mit Partner	ohne Kind	8.816	28
	mit Kind ¹	8.611	28
insgesamt		31.004	100

1 gerechnet sind alle ledigen Kinder ohne Altersbegrenzung. Die Daten sagen nichts darüber aus, ob Kinder vorhanden sind, die außerhalb des Haushalts leben

Datenquelle: Mikrozensus 1998 und Berechnungen nach Schneider et al. 2000

Wechselt man die Perspektive und betrachtet nicht Lebensformen, sondern die Zahl der Personen, die in den verschiedenen Lebensformen leben, dann ist die Ehe mit Kindern nach wie vor die Lebensform in Deutschland, in der mit 51 Prozent die meisten Menschen leben. Allerdings lebt jeder zweite im Alter zwischen 18 und 55 Jahren in einer anderen als dieser Lebensform. Fasst man diese Lebensformen, v.a. nichteheliche Lebensgemeinschaften, Living-apart-together Beziehungen, gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, bewusst kinderlose Ehen, Singles und Alleinerziehende unter dem Stichwort „nichtkonventionelle Lebensformen“ zusammen und fragt nach deren Verbreitung, ist zunächst festzustellen, dass es dazu kaum Daten gibt. Wie viele Menschen in Deutschland in nichtkonventionellen Lebensformen leben, lässt sich nicht exakt angeben. Weder die amtliche Statistik mit ihren zu sehr am Haushalt orientierten Querschnittbetrachtungen, noch die vorliegenden Surveydaten lassen genaue Aussagen zu. Auf der Basis von Mikrozensus (1994), Familiensurvey (1994) und Sozioökonomischem Panel (1994) und den Mikrozensusdaten von 1995 wurde versucht, die Größenordnungen zu schätzen. Selbstverständlich ist die sich ergebende Verteilung abhängig vom Lebensalter. Um dauerhaft kinderlose Ehen abbilden zu können, wurde die Altersgruppe der 35- bis 44-Jährigen gewählt. In dieser Altersgruppe leben ca. 40 Prozent in einer nichtkonventionellen Lebensform (vgl. Tabelle 2). 59 Prozent der Personen in diesem Alter befinden sich in einer Ehe mit Kindern:

Tab. 2: Verbreitung nichtkonventioneller Lebensformen in der Altersgruppe der 35-44-Jährigen in Gesamtdeutschland im Jahr 1994 (in Prozent)

Lebensform	Anteil in Prozent
alleinwohnend, ohne Partner	11
alleinwohnend, mit Partner (living apart together)	5
nichteheliche heterosexuelle Lebensgemeinschaft	6
gewollt kinderlose Ehe	9
gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft	<1
alleinerziehend	5
ledig, bei den Eltern wohnend	3
Wohngemeinschaft	<1
andere	1

Einige dieser nichtkonventionellen Lebensformen haben in den letzten Jahrzehnten deutlich an Verbreitung zugenommen, wurden aber auch schon in der Vergangenheit praktiziert. Dazu gehören v.a. die nichteheliche Lebensgemeinschaft und das Alleinerziehen. Obwohl diese Lebensformen strukturell gesehen nicht neu sind, haben sie eine grundsätzliche Wandlung erfahren. Waren sie in der Vergangenheit infolge ökonomischer und sozialer Umstände oftmals Notlösungen (z.B. Kohabitation bei Heiratsverboten) oder Folge von Schicksalsschlägen (Alleinerziehend als ledige Mutter oder als Witwe) und gesellschaftlich stigmatisiert, entstehen diese Formen heute meist in Folge einer Wahlentscheidung und sie sind subjektiv wie sozial mit einem anderen Sinn versehen. Andere Formen sind historisch gesehen neuartig oder in nennenswertem Umfang erst in jüngster Zeit entstanden. Dazu gehören die gewollt kinderlose Ehe und die gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft. Nichtkonventionelle Lebensformen werden besonders von jüngeren gelebt. In der Altersgruppe der 25- bis 29-Jährigen leben mehr als die Hälfte in einer der genannten Lebensformen, im Alter 45 bis 49 Jahre sind es etwa 25 Prozent (Diewald und Wehner 1995).

Im Weiteren werden die Kernfamilie und einige der angesprochenen nichtkonventionellen Lebensformen etwas näher charakterisiert.

Kernfamilien: In den alten Bundesländern gab es 1998 ca. 8,6 Millionen Kernfamilien, d.h. Lebensformen in denen ein Paar mit mindestens einem Kind im Haushalt lebte. Bei 96 Prozent dieser Paare handelte es sich um Ehen, nur vier Prozent lebten nicht verheiratet zusammen. Differenziert man Ehepaare, die mit Kindern in einem Haushalt leben, nach der Erwerbssituation, wird deutlich, dass in mehr als der Hälfte (52 Prozent) nur ein Partner, fast immer der Mann, erwerbstätig ist und in 48 Prozent beide Partner einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Das Modell der bürgerlichen Ehe mit einer ökonomisch abhängigen Frau ist demnach im Vergleich zu den 1960er Jahren zwar auf dem Rückzug, hat sich aber keineswegs aufgelöst. Da es sich in diesem Fall um Zahlen für Gesamtdeutschland handelt, ist davon auszugehen, dass der Anteil der nach dem bürgerlichen Modell gestalteten Ehen in den alten Bundesländern noch etwas höher ist.

Einpersonenhaushalte: Von den etwa 12 Millionen Alleinwohnenden in den alten Bundesländern sind 46 Prozent über 60 Jahre alt. 59 Prozent der Alleinwohnenden sind weiblich. Dies ist auf den großen Anteil alleinlebender Frauen über 60 Jahre zurückzuführen. Annähernd zwei Drittel aller alleinlebenden Frauen (63 Prozent) sind über 60 Jahre alt. Ein Großteil davon sind Witwen. Die Zahl alleinlebender Frauen in der genannten Altersgruppe ist vier Mal so hoch wie die der entsprechenden Männer. Die starke Zunahme der Einpersonenhaushalte in der Vergangenheit wird immer wieder als Indikator für eine nachhaltige Veränderung der Lebensführung interpretiert und zur Lebensform der Moderne hochstilisiert. Der Single als bewusst gewählte, auf Dauer angelegte und auf Autonomie und Flexibilität hin ausgerichtete Lebensform (z.B. Beck und Beck-Gernsheim 1989). Diese Interpretation ist weitgehend unzutreffend, was empirisch leicht belegbar ist: Ca. ein Drittel der 18- bis 61-Jährigen Alleinwohnenden lebt in einer festen Partnerschaft ohne gemeinsamen Haushalt (living apart together); viele in den mittleren Altersgruppen gelangen „unfreiwillig“, z.B. nach einer Scheidung, in diese Lebensform und ein Großteil der Älteren wird ganz „natürlich“ am Ende des Familienentwicklungspro-

zesses nach der Verwitwung zum oder zur Alleinwohnenden. Das Singledasein im Sinne einer *bewusst gewählten* Lebensform ist wenig verbreitet. Verschiedene Untersuchungen sind zu dem Ergebnis gelangt, dass nur etwa drei bis fünf Prozent der Einpersonenhaushalte von 25- bis 55-Jährigen im Sinne einer bewusst gewählten und auf Dauer angelegten Lebensform entstanden sind (Bien und Bender 1995). Auch in Österreich ist von einer ähnlichen Größenordnung auszugehen (Bauer und Pfeiffer 1997). Allerdings ist auch festzustellen, dass Alleinwohnende, die ungeplant in diese Lebenssituation gelangt sind, sich im Lauf der Zeit recht gut mit dieser Situation arrangieren. Sie sind insofern keine überzeugten Singles als sie eine Partnerschaft ablehnen, streben aber auch nicht unbedingt danach, den Singlestatus möglichst rasch zu verlassen (Hradil 1995).

Nichteheliche Lebensgemeinschaft: Die nichteheliche Lebensgemeinschaft hat sich in weniger als zwei Jahrzehnten von einer stigmatisierten Randerscheinung zur gesellschaftlichen Normalität entwickelt. Ein Großteil der nach 1960 Geborenen hat zeitweilig in dieser Lebensform gelebt. Etwa 80 Prozent der Eheschließenden haben heute vor ihrer Heirat als Paar bereits zusammen gewohnt (Schneewind et al. 1996). Die nichteheliche Lebensgemeinschaft wird verbreitet als Ergebnis des gesellschaftlichen Differenzierungsprozesses interpretiert. Sie gilt als an moderne Anforderungen angepasste Lebensform, mit, im Vergleich zur Ehe, speziellen Vorzügen, wie die leichtere Revisionsmöglichkeit. Zudem scheint sie der bessere Ort für weibliche Selbstverwirklichungsansprüche zu sein. Sie gelten als ideale Form für neoromantische Liebesbeziehungen, die aus sich heraus bestehen und keiner weitergehenden Institutionalisierung bedürfen.

Eine besondere Bedeutung hat die nichteheliche Lebensgemeinschaft als Lebensform der 20- bis 30-Jährigen erlangt. Sie hat in dieser Phase die Verlobungszeit und eine frühe Eheschließung ersetzt. Sie wird in diesem Stadium weniger als Alternative zur Ehe gelebt, häufiger handelt es sich um eine längere Phase im Rahmen der Partnerbiografie, die einer späteren Heirat, gegebenenfalls auch mit einem anderen Partner, vorausgeht. In einer Längsschnittstudie zur Entwicklung nichtehelicher Lebensgemeinschaften wurden zwischen 1988 und 1994 ca. 900 nicht verheiratet zusammen wohnende Paare befragt. Innerhalb von sechs Jahren hatten 60 Prozent der befragten Paare geheiratet, 18 Prozent bestanden weiterhin als nichteheliche Lebensgemeinschaft ohne oder mit unklarer Heiratsabsicht und 22 Prozent hatten sich zwischenzeitlich getrennt (vgl. Vaskovics, Rupp und Hofmann 1996). Die von jüngeren Personen zu Beginn der Partnerschaftskarriere eingegangene nichteheliche Lebensgemeinschaft ist typischerweise eine kinderlose Lebensform, die besonders von Personen gelebt wird, die beruflich noch nicht etabliert sind. Neben diesem Typus hat sich v.a. seit 1985 eine zweite Form etabliert, die von geschiedenen Erwachsenen im mittleren Alter häufig als Alternative zu einer (weiteren) Ehe gelebt wird. Wie stark sich diese Form verbreitet hat, wird daran deutlich, dass immerhin 30 Prozent aller in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebenden Personen nicht mehr ledig sind (vgl. Peuckert 1999, 74).

Derzeit gibt es insgesamt mehr als 1,5 Millionen nichteheliche Lebensgemeinschaften in den alten Bundesländern. In 22 Prozent dieser Lebensformen leben Kinder. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft ist heute zumeist keine Kampfansage an die Ehe, sie dient vielmehr der Risikominimierung für den Fall einer Trennung. Zudem handelt es sich um eine Lebensform, die, wie das *living apart to-*

gether, aufgrund ihrer relativ flexiblen Gestaltbarkeit, den modernen Mobilitätsanforderungen des Arbeitsmarkts besonders gut gerecht wird.

Living apart together: Fast jeder neunte 18- bis 61-Jährige lebt in den alten Bundesländern in einer Partnerschaft mit zwei getrennten Haushalten. Die Fernbeziehung hat sich damit als eine bedeutsame neue Lebensform etabliert. Sie wird hauptsächlich von jungen, ledigen Personen ohne Kinder mit überdurchschnittlichen Bildungsabschlüssen gelebt. Bei den 18- bis unter 30-Jährigen ist sie die häufigste partnerschaftliche Lebensform. Ein Punkt, der v.a. im Zusammenhang mit der Debatte über Singles bislang oft übersehen wird, ist, dass mehr als jeder dritte Alleinwohnende in der Altersgruppe der 18- bis 61-Jährigen in einer Fernbeziehung und damit nicht allein, sondern in einer partnerschaftlichen Lebensform lebt. Dass es sich bei dieser Lebensform nicht nur um eine kurze Durchgangsphase handelt, zeigt ein Blick auf die Bestandsdauer. Immerhin mehr als jede dritte Fernbeziehung besteht seit über vier Jahren.

Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften: Im Vergleich mit der Situation, wie sie noch in den 1960er Jahren bestand, hat sich der gesellschaftliche Umgang mit Homosexualität in den westeuropäischen Staaten deutlich gewandelt. Diese Veränderungen verweisen auf einen grundlegenden Wandel: Die strenge normative Verpflichtung zur Heterosexualität weicht auf. Partnerschaften und Familien von Homosexuellen rücken aus der Ecke der kriminalisierten und stigmatisierten Lebensformen und werden Schritt für Schritt zu ganz „normalen“ nichtkonventionellen Lebensformen, die von einer Mehrheit der Bevölkerung zwar mit einem gewissen Befremden zur Kenntnis genommen, in ihrer Erscheinung jedoch toleriert werden.

Die Norm der Heterosexualität zählt nach wie vor zu den Grundstandards unserer Kultur. Doch wird bei einem Blick auf die vergangenen Jahrzehnte ein tiefgreifender Wandel im gesellschaftlichen Umgang mit Homosexualität deutlich. Dies zeigt sich unter anderem auf der rechtlichen Ebene: In den letzten 50 Jahren haben sich Schwule und Lesben in den meisten westlichen Gesellschaften zu sozialen Gruppen formiert, die sich in einem bislang noch nicht da gewesenen Ausmaß Rechte erkämpfen. Setzten sie sich bis vor ein paar Jahren noch primär dafür ein, in Ruhe gelassen zu werden, geht es heute verstärkt darum, Zugang zu gleichen Rechten zu erhalten (Lautmann 1996, 122). In verschiedenen europäischen Staaten ist diese Entwicklung bereits vorangeschritten: Als erstes europäisches Land führte Dänemark 1989 gefolgt von Norwegen, Schweden und den Niederlanden ein Gesetz ein, das die Partnerschaften von homosexuellen Männern und Frauen mit ähnlichen Rechten ausstattet wie die heterosexueller Paare. In Island wurde 1996 als weltweit erstem Land mit der Einführung der registrierten Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare auch die Möglichkeit geschaffen, das gemeinsame Sorgerecht zu erhalten. In Deutschland wurde im Jahr 2001 die Institution der „Eingetragenen Lebenspartnerschaft“ für homosexuelle Paare etabliert und damit ihre rechtliche Stellung weiter verbessert.

Zur Verbreitung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften liegen nur wenige Hinweise vor. Ein Hinweis entstammt einer US-amerikanischen Studie von Laumann et al. aus dem Jahr 1994 zur Verbreitung von Homosexualität in der Gesamtbevölkerung. Danach beträgt der Anteil homosexueller Männer im Alter von 18 bis 59 Jahren etwa vier Prozent. Der entsprechende Anteil von Frauen in derselben Altersgruppe liegt bei rund zwei Prozent. Bezogen auf Deutschland heißt das, dass

hier schätzungsweise eine Million schwule Männer und ungefähr eine halbe Million lesbische Frauen im Alter von 18 bis 59 Jahren leben. Aufgrund mehrerer Studien (vgl. zusammenfassend die Darstellung bei Schneider et al. 1998) kann davon ausgegangen werden, dass davon ca. 40 Prozent in einer festen partnerschaftlichen Beziehung leben, ein großer Teil aber ohne gemeinsamen Haushalt. Ein zweiter Hinweis entstammt den Daten des Mikrozensus 1998. Danach gab es in Deutschland insgesamt 44.000 gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften. In 56 Prozent dieser Lebensgemeinschaften sind beide Partner männlich, in 44 Prozent beide weiblich. In jeder neunten schwulen und in etwa jeder fünften lesbischen Lebensgemeinschaft leben Kinder, fast immer aus früheren heterosexuellen Partnerschaften stammend. Etwas geringer ist der Anteil bei den registrierten gleichgeschlechtlichen Partnerschaften in Dänemark. Nach Angaben von Danmarks Statistik gab es Anfang 2001 knapp 2000 registrierte gleichgeschlechtliche Partnerschaften, in jeder neunten lebte mindestens ein Kind. Die „Nachfrage“ nach einer „registrierten Partnerschaft“ ist in Dänemark seit ihrer Einführung kontinuierlich gestiegen, aber insgesamt sehr gering. Eine einfache Übertragung der dänischen Verhältnisse auf Deutschland führt zu einem Erwartungswert von weniger als 20.000 „Eingetragenen Partnerschaften“ in Deutschland und damit zu einer Größenordnung, die sehr weit unter den in der politischen Diskussion kolportierten Zahlen liegt.

Gewollt kinderlose Ehen: Bis in die späten 1960er Jahre war Infertilität eines oder beider Ehepartner die hauptsächliche Ursache für die Entstehung kinderloser Ehen. Kinderlosigkeit in der Ehe infolge fehlender Kinderwünsche war dagegen selten und ohne den weitgehenden Verzicht auf sexuelle Beziehungen aufgrund der beschränkten Verhütungsmöglichkeiten praktisch nicht erreichbar. Eine der Hauptzielsetzungen der Ehe war ohnehin die Fortpflanzung, so dass die Verknüpfung von Ehe und Kinderlosigkeit als Modellfall für breite Schichten auch sozial nicht legitimiert war. Heute ist davon auszugehen, dass immer mehr kinderlose Ehen in Folge eines fehlenden Kinderwunsches entstehen.

Die Zahl gewollt kinderloser Ehen ist nicht exakt quantifizierbar. Nicht einmal die Verbreitung kinderloser Ehepaare insgesamt, also ohne Differenzierung nach gewollt/ungewollt, ist genau bekannt. Für die Ehen, die in den 1980er Jahren geschlossen wurden, wurde ein Anteil von bis zu „knapp 15 Prozent“ (Dorbritz und Schwarz 1996, 254) kinderloser Ehen in den alten Bundesländern errechnet. Legt man die Ergebnisse von Göckenjan (1989) zugrunde, würde dies bedeuten, dass gegenwärtig in den alten Bundesländern etwa acht Prozent der geschlossenen Ehen gewollt kinderlos bleiben, drei Prozent infolge eines immer wieder erfolgten Aufschubs in Kinderlosigkeit münden und weitere etwa drei Prozent unfreiwillig kinderlos bleiben.

Was sind nun die wichtigsten Motive für die gewollte Kinderlosigkeit in der Ehe? Maßgeblich dafür, ob eine Ehe kinderlos bleibt oder nicht, ist das Kriterium Erst- oder Folgeehe. Folgeehen bleiben nach den Daten der amtlichen Statistik weitaus häufiger kinderlos als Erstehen. Dabei spielt natürlich die spätere Platzierung im Lebensverlauf eine entscheidende Rolle, aber vermutlich auch die Tatsache, dass schon Kinder aus einer früheren Ehe vorhanden sind. Betrachtet man nur Erstehen treten vier wesentliche Motivlagen hervor (vgl. Schneider et al. 1998, 110ff.). Das einflussreichste Motiv lässt sich als „*erwachsenenzentrierter Lebensstil*“ beschreiben. Die Entscheidung gegen Elternschaft wird unter anderem mit

Hinweisen darauf begründet, dass die eigene Unabhängigkeit und Flexibilität nicht aufgegeben werden soll und die bisherigen Interessen mit Kindern nicht länger zu verfolgen wären. Motive dieser Art werden signifikant häufiger von Personen angegeben, die Abitur oder eine abgeschlossene Hochschulausbildung haben, während diese „Lebensstilvariablen“ von Hauptschülern nur selten genannt werden. Ein zweites Motiv umfasst Inhalte, die eine hohe „*Berufs- und Karriereorientierung*“ zum Ausdruck bringen. Beruf und Karriere haben eine zentrale Bedeutung in den Lebensorientierungen und Elternschaft wird in erster Linie als karrierehemmend angesehen. Das dritte Motiv gründet auf der „*fehlenden Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme*“. Die Ehepartner sind nicht bereit, die Verantwortung, die die Elternrolle mit sich bringt, zu übernehmen. Ebenso fehlt es an Bereitschaft, sich kindbedingten Veränderungen der Lebensgestaltung auszusetzen. Maßgeblich ist hier, dass die Entscheidung gegen Kinder nicht mit konkurrierenden persönlichen Zielen begründet wird, sondern auf gesellschaftliche Gegebenheiten (Stichwort: „*kinderfeindliche Gesellschaft*“) zurückgeführt und damit die Verantwortlichkeit für den Entschluss kinderlos zu bleiben der Gesellschaft zugeschrieben wird. Das vierte Motiv korrespondiert mit einer besonderen „*Partnerorientierung*“. Im Mittelpunkt steht hier die Befürchtung, dass Kinder die Beziehungsqualität zwischen den Partnern nachhaltig beeinträchtigen.

Alleinerziehen: Seit etwa 15 Jahren hat die Lebensform „Alleinerziehen“ einen nachhaltigen Bedeutungswandel erfahren. Lange Zeit galt diese Lebensform als defizitär und unzureichend geeignet für eine gedeihliche Entwicklung der Kinder. Ganz selbstverständlich war noch in den späten 1970er Jahren von „unvollständigen Familien“ die Rede. Heute lässt sich feststellen, dass die Lebensform „Alleinerziehen“ nicht mehr in der früheren Form negativ bewertet wird, sie ist nicht länger die „Kümmerform der Familie“. Zugleich ist aber nicht zu übersehen, dass die Lebensform „Alleinerziehen“ im Vergleich etwa zur Eltern-Familie nach wie vor größere Deprivationsrisiken aufweist. Indiz dafür ist der hohe Anteil von Alleinerziehendenhaushalten mit Sozialhilfebezug.

Aber nicht nur der Bedeutungswandel der Lebensform „Alleinerziehend“ ist auffällig, außerordentlich ist auch die rasch gestiegene Verbreitung dieser Lebensform. Gab es 1970 noch 745 Tausend Alleinerziehende in der Bundesrepublik, so waren es 1999 in den alten Bundesländern 1,4 Millionen, (Alleinerziehende mit mindestens einem ledigen Kind unter 27 Jahren, ohne weitere Personen im Haushalt). Weitere 445 Tausend Alleinerziehende lebten in den neuen Bundesländern. 2,7 Millionen ledige Kinder unter 27 Jahren lebten 1999 in Deutschland in einem Haushalt mit einer alleinerziehenden Mutter oder einem alleinerziehenden Vater, das entspricht 11,5 Prozent aller Kinder in diesem Alter. Alleinerziehende sind größtenteils Frauen, nur etwa 18 Prozent aller Alleinerziehenden-Haushalte werden von einem Mann geführt.

Neben der gewandelten Bedeutung und der fast um das Doppelte gestiegenen Anzahl hat sich in den letzten Jahrzehnten auch der Entstehungszusammenhang der Lebensform grundlegend verändert. Waren in der Vergangenheit Verwitwung und ledige Elternschaft die hauptsächlichen Entstehungsursachen, ist es heute v.a. Ehescheidung. Über die Hälfte aller Alleinerziehenden ist geschieden oder lebt von den Ehepartnern dauerhaft getrennt (laut Mikrozensus 60 Prozent), ein Viertel der Alleinerziehenden ist ledig und 15 Prozent sind verwitwet. Besonders in den neuen Bundesländern hat sich Alleinerziehen fast zu einer „normalen“ Phase im Leben

der Frauen entwickelt. 45 Prozent der zwischen 1953 und 1972 geborenen Frauen im Osten hat sich mindestens einmal in der Lebensform Alleinerziehen befunden.

Alleinerziehen heißt nicht unbedingt allein erziehen. Annähernd jedes zweite Kind (44 Prozent), das bei einem alleinerziehenden Elternteil lebt, hat intensive und regelmäßige Kontakte zum anderen Elternteil. Hinzu kommt, dass 35 Prozent der Alleinerziehenden in einer festen Partnerschaft ohne Haushaltsgemeinschaft leben und in einem Drittel dieser Konstellationen beteiligt sich dieser Partner in nennenswertem Umfang an der Betreuung und Erziehung des Kindes (vgl. Schneider et al. 2001).

Fragmentierte Elternschaft: Auch wenn die öffentliche Diskussion ab und an einen anderen Eindruck erweckt, der weit überwiegende Teil aller Kinder wächst zusammen mit seinen beiden leiblichen Eltern auf. Nach Berechnungen von Nauck (1995, 62) wachsen ca. drei von vier Kindern in den alten Bundesländern bis zu ihrem 18. Lebensjahr zusammen mit ihren verheirateten Eltern auf. Ca. elf Prozent aller Kinder leben (zeitweise) bei einem allein erziehenden Elternteil und weitere etwa acht Prozent leben mit einem Stiefelternteil, überwiegend mit einem Stiefvater, zusammen. Ehescheidung und die Trennung nicht verheirateter Elternpaare sind heute die weitaus häufigsten Ursachen für die Entstehung fragmentierter Elternschaft, d.h. der Entkoppelung von sozialer und biologischer Elternschaft.

Zwei weitere, quantitativ allerdings nicht sehr bedeutsame Wege führen in die fragmentierte Elternschaft: Zum einen der zunehmende Einsatz heterologer reproduktionstechnologischer Verfahren, zum anderen die Adoption. Grob geschätzt dürfte es in Deutschland gegenwärtig etwa 35 bis 40 Tausend mit einem heterologen Verfahren gezeugte Kinder geben (vgl. Schneider et al. 1998, 142f.). Adoptionen sind in den letzten acht Jahren in Deutschland deutlich von etwa 8.700 auf ca. 6.400 im Jahr 2000 zurückgegangen. Dies liegt nicht an einem Rückgang adoptionswilliger Paare, sondern an der rückläufigen Zahl der für eine Adoption zur Verfügung stehenden Kinder. Gegenwärtig leben in der gesamten Bundesrepublik etwa 136.000 adoptierte Kinder unter 18 Jahren zusammen mit einem oder zwei nicht leiblichen Elternteilen.

2.2.2 Familienentwicklungsprozesse: Wachsende Dynamik, aber kein anything goes

Familien und Partnerschaften sind keine starren Strukturformen mit auf Dauer festgelegten Rollen, sondern sehr dynamische soziale Prozesse, die durch den Ein- und Austritt von Personen in die und aus der Familie und durch teilweise gravierende Veränderungen der Rollengestaltung, etwa nach der Geburt eines Kindes, charakterisiert sind. Die flexible und angemessene Bewältigung dieser Dynamik mit ihren spezifischen Problemstellungen ist eine der zentralen Gestaltungsaufgaben, die Menschen in Partnerschaften und Familien zu lösen haben. Dass die prozessbezogene Perspektive auf die Familie bislang relativ wenig entwickelt ist, liegt u.a. daran, dass bis in die 1980er Jahre Strukturtheorien dominiert haben und die Familienentwicklung nur unter einem Gesichtspunkt, dem „Familienzyklus“, als einem wenig flexiblen Standardablauf mit klar definierten Phasen und Übergängen betrachtet wurde. Dieser Standardverlauf kennzeichnet auch heute noch einen erheblichen Teil aller Familienentwicklungsprozesse. Aber im Zuge des gesellschaftlichen Individualisie-

ungsprozesses haben sich daneben weitere Verlaufsmuster etabliert. Individualisierung führt dabei nicht zum uneingeschränkten „anything goes“. Die einzelnen Konstruktionselemente der privaten Lebensführung sind zwar zunehmend variabler verknüpfbar, bleiben aber im Rahmen differentieller milieu- und geschlechtsspezifischer Gelegenheitsstrukturen. Diese sind eng an die Stadien der beruflichen Karriere gebunden, woraus neue Normierungen des Lebenslaufs und der Familienkarriere resultieren.

Lebensverläufe sind das Produkt makrostruktureller Konstellationen, historischer Ereignisse, kumulierter biographischer Erfahrungen und dadurch geprägter bzw. daran orientierter individueller Handlungen und Entscheidungen. Lebensverläufe konfigurieren sich als Sequenzen von Zuständen und Phasen, deren Auftreten (Prävalenz), biographische Platzierung (Timing) und Dauer (Permanenz) durch individuelle Entscheidungen und strukturelle Gegebenheiten fixiert werden. Im Zuge des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses sind Lebensverläufe flexibler, vielfältiger, aber auch brüchiger und schlechter planbar geworden. Der Verlauf der privaten Lebensführung in der Gegenwart ist im Vergleich zu den 1950er und 60er Jahren dadurch charakterisiert, dass, aufgrund des Rückgangs von Familiengründungen und aufgrund häufigerer Auflösungen und Neugründungen von familialen Lebensformen, der individuelle Gesamtlebensverlauf weniger eng mit dem Familienentwicklungsprozess korrespondiert. Im Lebensverlauf wird Familie immer häufiger zu einem komplexen Beziehungsgeflecht, in dem Teile aktueller und früherer familialer Lebensformen zusammengefügt werden. Familie wandelt sich von einer Haushaltsgemeinschaft zum Beziehungsnetz, zur „multilokalen Familie“. Im Zuge dieses Wandels werden die Beziehungen zwischen den Generationen zu einem tragenden Bestandteil von Familien und Elternschaft, die im Vergleich zum Familienstand, als maßgebendes Kriterium des Lebensverlaufs immer stärker an Bedeutung erlangen.

Vielfalt und Fluktuation haben sich als Merkmale der ersten Phasen der Partnerschaftsbiographie und der Familienentwicklung herausgebildet. Die Familiengründung findet heute, wie erwähnt, im Durchschnitt mehrere Jahre später statt als noch vor einem Vierteljahrhundert. Dadurch hat sich eine Lebensphase ausdifferenziert, die zwischen Auszug aus dem Elternhaus und Familiengründung platziert ist und zunehmend einen eigenständigen Charakter erhält. Ein großer Teil der nichtkonventionellen Lebensformen wird in dieser Phase gelebt. Vielfalt und Kurzlebigkeit von Lebensformen bleibt auf das Lebensalter zwischen 20 und 35 Jahren konzentriert. Danach besteht verbreitet das Bemühen, in eine möglichst stabile Lebensform einzutreten.

Bei einer Betrachtung der Einbettung der Familienentwicklung in den individuellen Lebenslauf werden v.a. drei Prozesse erkennbar: Die immer später erfolgende Familiengründung, die Verbreitung von Kinderlosigkeit und damit verbunden die zurückgehende Inklusion in die Familie und schließlich die steigende Zahl von Familienentwicklungsprozessen mit Brüchen und Diskontinuitäten, v.a. hervorgerufen durch Trennung und Scheidung. Aus der Dynamisierung der vorehelichen Phase und dem erhöhten Scheidungsgeschehen entstanden neue Formen der Partnerbiografie, die als „sukzessive Monogamie“ bezeichnet werden. Man lebt zwar nach wie vor in monogamen Beziehungen, aber eben nicht mehr in einer lebenslangen, sondern in mehreren nacheinander. Diese Entwicklung ist ebenfalls ein wichtiges Kennzeichen moderner Familienentwicklung, gerade auch im Vergleich zur Situa-

tion vor vierzig Jahren, aber es wäre unzutreffend davon auszugehen, dass weite Teile der Bevölkerung immer häufiger den Partner wechseln. Es gibt nur wenige Studien, die entsprechende Hinweise enthalten, diese gelangen aber zu weitgehend ähnlichen Ergebnissen, was die Zahl der aneinander gereihten Partnerschaften betrifft. In der Studie „Berufsmobilität und Lebensform“ (vgl. Schneider et al. 2002), wurden 506 Personen mit einem Durchschnittsalter von 37 Jahren befragt, die aktuell in einer Partnerschaft lebten, wie viele Partnerschaften mit mindestens einjähriger Dauer sie bisher hatten, die aktuelle eingerechnet. Es zeigte sich, dass sich 32 Prozent in ihrer ersten, 33 Prozent in ihrer zweiten und 21 Prozent in ihrer dritten Partnerschaft befanden. 14 Prozent lebten mindestens in ihrer vierten Partnerschaft. In eine ähnliche Richtung weisen die Ergebnisse der bereits zitierten Studie von Schneewind et al. (1996). Danach hatten 52 Prozent der befragten ca. 3000 Männer und Frauen ihren ersten festen Partner geheiratet.

2.3 Binnenstrukturen der Familie

Im Rahmen des Wandels von Lebensformen und Lebensführung betrifft eine der bedeutsamsten Veränderung die *Beziehungsgestaltung in der Familie*, d.h. die Beziehungen zwischen den Partnern und zwischen Eltern und Kindern. Beide haben sich nachhaltig von hierarchisch strukturierten, auf Abhängigkeit, Befehl und Gehorsam basierenden zu egalitären, partnerschaftlich organisierten Beziehungen gewandelt. Zusammengefasst wurde der Wandel der Binnenstrukturen als Übergang vom „Befehls- zum Verhandlungshaushalt“ (Beck und Beck-Gernsheim 1989) interpretiert.

2.3.1 Partnerbeziehungen: Von der aufgaben- zur beziehungsorientierten Partnerschaft

Im Zentrum moderner Beziehungsgestaltung steht heute die auf persönliche Befriedigung ausgerichtete Partnerschaft. Beziehungen werden aus Liebe begründet und aus zweckrationalen Motiven institutionalisiert. Partnerschaften entstehen heute nicht mehr im Hinblick auf eine möglichst lebenslange Dauer. Vielmehr werden sie von den Beteiligten beständig reflektiert und nur so lange aufrechterhalten, wie keine besseren Alternativen erkennbar sind. Das betrifft besonders die gering institutionalisierten nichtehelichen Partnerschaften, gilt aber zunehmend auch für eheliche Beziehungen. Francois de Singly (1994) fasst den Wandel dahin gehend zusammen, dass die Familie der Vergangenheit *aufgabenorientiert* war und die Familie der Moderne *beziehungsorientiert* ist. Das bedeutet, dass die Befriedigung, die die Familienmitglieder aus den Beziehungen erfahren, in den Mittelpunkt gerückt ist. Das „Ich“ überwiegt das „Wir“, aber das „Wir“ wird nach wie vor als der ideale Weg zum persönlichen Glück angesehen. Mann und Frau wollen auch in der Ehe sie selbst bleiben. Immer mehr Paare verspüren in dieser Situation die Schwierigkeit der Balance zwischen partnerschaftlicher Einheit und individueller Autonomie. Die Lösung dieser Problematik wird schichtspezifisch in unterschiedlicher Weise praktiziert: Angehörige unterer Schichten tendieren mehr zum Wir, die oberer Schichten mehr zum Ich. Im Vergleich zu den 1960er Jahren lässt sich feststel-

len, dass die damals dominante Form des „Fusionspaares“, also des Paares, das ganz zum „Wir“ verschmolz, mehr und mehr abgelöst wird durch eine Form, die „Assoziationspaar“ genannt werden kann, also eine Vereinigung zur Erreichung ähnlich gelagerter individueller Ziele.

Ein weiterer Aspekt, der die Beziehungsgestaltung in der Familie eher erschwert als erleichtert, ist, dass die Beziehungen innerhalb der Familie zunehmend wissenschaftlich-rational begründeten Qualitätsmaßstäben unterworfen werden. Zahllos sind die Experten und Ratgeber, die bestimmen, was ein gutes Zuhause, eine normale Kindheit, eine lebendige Partnerschaft und ein zufriedenstellendes Familienleben ausmachen. Die Maßstäbe werden dabei immer weiter noch oben geschraubt und es entstehen neue Leitgedanken von Familie, Partnerschaft und Elternschaft. Theorie und Praxis klaffen auch hier, wie so oft, auseinander. Für viele scheinen diese neuen Ideale von vornherein unerreichbar und sie verzichten ganz auf Familie, andere streben diesen Idealen hinterher, zumeist mit nachhaltig negativen Folgen für ihre familialen Beziehungen und wieder andere stellen beim Vergleich ihrer konkreten Situation Abweichungen vom Ideal fest, die sie nicht in Kauf nehmen wollen - beste Basis für eine Auflösung der Beziehungen.

In dem Familie auf diesem Weg idealisiert und überhöht wird, wird sie destabilisiert. Ein Vorgang, der dadurch beschleunigt wird, dass sich das Familienleben gegenwärtig immer stärker im Spannungsfeld gestiegener Erwartungen an Partnerschaft und Elternschaft und wachsender Anforderungen hinsichtlich Verfügbarkeit und Flexibilität am Arbeitsplatz befindet. Die veränderten Bedingungen des Arbeitslebens führen dazu, dass Berufstätige mehr und mehr der Familie entzogen werden. Umgekehrt wirken Verbindlichkeiten im Privatbereich als Karrierebremsen. Die Formel der flexiblen Gesellschaft, wie sie von dem amerikanischen Soziologen Richard Sennett analysiert wird, *„bleibe beweglich, gehe keine langfristigen Verpflichtungen ein“*, charakterisiert vielfach schon die Arbeitswelt, nun durchdringt sie mehr und mehr auch das Privatleben der Menschen.

Die traditionelle bürgerliche Familie hat ein spezifisches Bewusstsein hervorgebracht, das bis Mitte des 20. Jahrhunderts passgenau den Grundlagen und der Funktionslogik damaliger gesellschaftlicher Institutionen entsprach: Tradition, Disziplin, Loyalität, Hierarchie, Treue zu Staat und zum Betrieb - alles in allem: Außengesteuerte soziale Bindungen. Viele gesellschaftliche Institutionen haben von diesen Werten längst Abstand genommen. Am deutlichsten in der Arbeitswelt. An die Stelle jener einstigen Tugenden sind Eigenschaften getreten wie Flexibilität, Elastizität, Bereitschaft zur Veränderung und auf Kurzfristigkeit angelegte Bindungen. Für den amerikanischen Soziologen Mark Granovetter (1993) ist die Antwort in Bezug auf die Arbeitsbeziehungen eindeutig: „Starke, schwache Bindungen“, d.h. flüchtige, aber damit nicht zwangsläufig oberflächliche Formen der Gemeinsamkeit sind nützlicher als langfristige, unauflösbare Verbindungen, die häufig nach einiger Zeit nicht mehr aus sich heraus, sondern aus formalen Gründen oder Zwängen aufrechterhalten werden. Ob flexible, nicht auf Dauer ausgerichtete Bindungen auch ein tragfähiges Fundament für Familie sein könnten, kann hier nicht weiter diskutiert werden. Offenkundig ist aber, dass familiäre Bindungen, die nicht mehr aus sich heraus, sondern aufgrund innerer oder äußerer Zwänge fortbestehen, oftmals keine befriedigende Grundlage für persönliches Glück und auch nicht für eine gedeihliche Entwicklung von Kinder darstellen (vgl. Amato und Booth 1997).

Die Partnerbeziehungen sind stark geprägt durch den Wandel der Geschlechterrollen von einer komplementären zu einer egalitären Struktur. Dieser Wandel hat vornehmlich auf der Einstellungsebene und bei kinderlosen Paaren auch auf der Verhaltensebene stattgefunden. Bei Paaren mit Kindern ist nach wie vor eine weitgehend traditionelle Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern feststellbar. Kinderbetreuung und noch stärker Hausarbeit, und hier v.a. Wäschepflege und Putzen, werden weiterhin hauptsächlich von Frauen erledigt, während Männer wesentlich mehr Zeit erwerbsgebunden verbringen. Nach einer neuen Studie zur familialen Arbeitsteilung bei 3001 Haushalten (Walter und Künzler 2002) summieren sich diese drei Bereiche für beide Geschlechter zu einer Gesamtstundenzahl von je 86 Stunden pro Woche, die wie folgt verteilt sind (vgl. Tab. 3).

Tab. 3: Wöchentliche Zeitaufwendung bei Paaren mit Kindern in Deutschland (2000)

	wöchentliche Zeitaufwendung der Frauen (in Stunden)	wöchentliche Zeitaufwendung der Männer (in Stunden)
Kinderbetreuung	28	18
Hausarbeit	40	16
Erwerbstätigkeit	18	52
insgesamt	86	86

2.3.2 Eltern-Kind-Beziehungen: Vom autoritären zum autoritativen Erziehungsstil

Seit langem, verstärkt aber seit den 1980er Jahren, ist eine nachhaltige Emanzipation der Kinder zu beobachten, vergleichbar nur mit der Emanzipation der Frau. Kinder wurden aus ihrer traditionellen Unterordnung unter die willfähige Autorität ihrer Eltern befreit. Sie sind heute weitgehend gleichberechtigte Partner ihrer Eltern. Im Mittelpunkt der Eltern-Kind-Beziehung steht heute das Kindeswohl. Dadurch ist Elternschaft voraussetzungsreicher und anspruchsvoller geworden. Gleichzeitig ist der Übergang zur Elternschaft in vieler Hinsicht folgenreicher geworden, etwa wegen des Armutsrisikos, das für einige mit Elternschaft verbunden ist oder wegen der besonderen Probleme, die sich im Zusammenhang mit der Vereinbarung von Beruf, Freizeit und Familie stellen.

Im Rahmen der erwähnten Emanzipation des Kinds ist eine starke Pädagogisierung der Elternrolle zu beobachten. Grundlage vieler Eltern-Kind-Beziehungen ist eine hoch emotionalisierte, partnerschaftlich-egalitäre Beziehung mit veränderten Erziehungszielen und -stilen. Selbstständigkeit und Selbstverantwortung haben Gehorsam und Pflichtbewusstsein als wichtigste Erziehungsziele abgelöst. Autoritatives, d.h. offenes, am Leben der Kinder interessiertes Erziehungsverhalten, bei dem auch Regeln aufgestellt und kontrolliert werden, hat autoritäre Erziehung abgelöst, zumindest normativ. Empirisch dominiert aber, nach Schwarz und Silbereisen (1996), weiterhin autoritär-kontrollierendes, gleichgültiges, vernachlässigendes oder inkonsistentes Erziehungsverhalten. Dieser empirische Befund ist Folge der momentanen Situation, in der sich viele Eltern befinden: Wachsende Anforderungen an die Elternrolle bei sehr geringer Vorbereitung auf diese führt vielfach zur Überforderung. Die daraus erwachsenden Probleme sind augenfällig: Auf der einen Seite hypostasierte verhätschelte Wunschkinder, auf der anderen Seite sich selbst überlassene und ver-

nachlässigte Kinder mit schlechten Entwicklungsperspektiven (vgl. auch den Zehnten Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung (10. KJB), S. 28)

Zwei weitere normative Muster bestimmen heute Elternschaft. Die *Norm der guten Mutter*, also der Mutter, die zum Kind gehört: Ausgehend von der Überzeugung, dass es für die gedeihliche Entwicklung des Kinds am besten sei, wenn es von seiner Mutter betreut wird, besitzt diese Norm, trotz entgegenstehender empirischer Befunde, nach wie vor in den gesellschaftlichen Leitvorstellungen und im Selbstbild vieler Frauen in den alten Bundesländern eine hohe Verbindlichkeit. Neu hinzugekommen ist die *Norm der verantworteten Elternschaft*, die Leitvorstellung also, Kinder nur dann in die Welt zu setzen, wenn man sich gut um sie kümmern und ihnen eine ausreichende materielle Grundlage bieten kann. Dieses Leitbild hat nicht selten handlungsleitenden Charakter für das Timing von Geburten, bietet aber auch die Legitimation für die eigene Kinderlosigkeit.

Verantwortete Elternschaft steht in enger Verbindung mit dem Leitbild der „gelingenden Erziehung“. Zahlreiche sozialwissenschaftliche Studien (vgl. den zusammenfassenden Überblick bei Amato und Booth 1997) zeigen, dass die Lebensform und der Erwerbsstatus der Mütter keinen *direkten* Einfluss auf die Entwicklung der Kinder haben. Ausschlaggebend scheinen v.a. vier Faktoren zu sein: Die sozioökonomische Situation des Elternhauses, die Qualität der Beziehung zwischen den Eltern, das Erziehungsklima und die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, wobei hier zwei Dimensionen entscheidend sind: Emotionalität und Akzeptanz vs. Ablehnung sowie Zurückweisung und Kontrolle vs. Autonomie. Bei beiden Dimensionen ist von einem U-förmigen Zusammenhang auszugehen, d.h. extreme Ausprägungen führen jeweils zu suboptimalen Ergebnissen bei der kindlichen Entwicklung.

2.3.3 Familie und Generationenbeziehungen: „Nähe auf Distanz“

Der Auszug aus dem Elternhaus bedeutet in den meisten Fällen nicht das Ende der Beziehungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern. Die meisten Theorien zur Familienentwicklung lassen diese mit dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus in der „Empty-Nest-Phase“ enden. Neue empirische Studien zu den Generationenbeziehungen zeigen jedoch übereinstimmend, dass enge emotionale Beziehungen, häufige soziale Kontakte und rege Transferbeziehungen ökonomischer und dienstleistungsbezogener Art bis zum Tod der Eltern bestehen (Szydlik 2000; Vaskovics 2002) und von einem Ende der Familienentwicklung im Generationenzusammenhang eigentlich gar nicht gesprochen werden kann. Nur etwa ein Zehntel aller Kind-Eltern-Verhältnisse sind nach den Ergebnissen des Alterssurveys als weitgehend abgebrochen und „entfremdet“ zu charakterisieren, die große Mehrzahl ist eng und unterstützend. Erwachsene Kinder und ihre Eltern wohnen fast immer räumlich getrennt, d.h. nicht in einem gemeinsamen Haushalt, aber häufig in relativ großer räumlicher Nähe. Vier von fünf deutschen Eltern wohnen nach Ergebnissen des Sozioökonomischen Panels von ihren außerhalb des eigenen Haushaltes lebenden Kindern maximal eine Stunde entfernt. Das bestätigen auch die Daten des Alterssurveys, wonach nur bei sieben Prozent der alten Eltern keine Kinder innerhalb von zwei Stunden erreichbar sind. Das von Rosenmayr vor fast 30 Jahren geprägte Wort der „Nähe auf Distanz“ beschreibt die Generationenbeziehungen auch heute noch weitgehend zutreffend. Bertram (1996) hat zur Kennzeichnung der relativ in-

tensiven Beziehungen zwischen den getrennt wohnenden Generationen den Begriff der „multilokalen Mehrgenerationenfamilien“ geprägt.

Die konkreten Transferbeziehungen zwischen den Generationen sind ein gutes Spiegelbild der Solidarität als wichtigstem Merkmal der Generationenbeziehungen. Monetäre Transfers fließen ganz überwiegend von den Eltern an die Kinder und die Enkel. Der durchschnittliche Geldbetrag der pro Jahr an die erwachsenen Kinder fließt beträgt über 6.600 DM (Szydlik 2000, 219). Dagegen sind Ausmaß und Richtung von Dienstleistungen abhängig vom Alter und von der Familiensituation, scheinen aber insgesamt mehr in Richtung der alten Eltern zu fließen. Szydlik (2000, 101) hat dieses Transfargeschehen auf die Formel gebracht: „Die Kinder erhalten Geld, die Eltern Zeit“.

2.4 Einstellungen zu Familie und Partnerschaft: Nichts ist den Deutschen so wichtig wie ein gutes Familienleben

Trotz der abnehmenden Verbreitung ehelicher und familialer Lebensformen ist die subjektive Bedeutung, die Partnerschaft und Elternschaft im Erleben und in den Lebensplänen der Menschen haben, ungebrochen hoch. Das gilt besonders auch für die jungen Kohorten. Die meisten wollen in einer Partnerschaft leben und nicht allein und der weit überwiegende Teil möchte Kinder. Die subjektiv dem Lebensbereich Familie zugemessene Bedeutung hat, nach den Ergebnissen des Wohlfahrts-surveys, in allen Altersgruppen in den letzten 20 Jahren sogar zugenommen. Über 80 Prozent aller Volljährigen und 74 Prozent der 18- bis 30-Jährigen erachten (1998) diesen Lebensbereich für ihr subjektives Wohlbefinden als „sehr wichtig“. 1980 waren es noch 70 bzw. 67 Prozent. Bemerkenswert ist auch der dominierende Einfluss, der von einem glücklichen Familienleben auf die gesamte Lebenszufriedenheit ausgeht. Nicht der Erfolg im Beruf oder eine besonders aufregende Freizeitgestaltung sind die maßgeblichen Bestimmungskriterien, sondern Erfüllung in der Familie. Sie rangiert nach der Gesundheit an zweiter Stelle aller Lebensbereiche. Dass immer mehr Menschen keine Kinder bekommen, ist zum größeren Teil nicht auf einen fehlenden Kinderwunsch zurückzuführen, sondern auf gesellschaftliche Verhältnisse, die die Realisierung der Kinderwünsche erschweren oder verhindern.

2.5 Besonderheiten der Familie in den neuen Bundesländern

Die Gestaltung der Familie und der privaten Lebensführung in den neuen Bundesländern weist einige spezifische Charakteristika auf, die wesentlich durch den gesellschaftlichen Transformationsprozess im Zuge der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten geprägt worden sind. Zum einen wirken Leitbilder und Erfahrungen aus der DDR-Vergangenheit nach, zum anderen ist das Erleben des grundlegenden Umbruchs nahezu aller gesellschaftlichen Verhältnisse bis heute ein Faktor, der tief in das persönliche Empfinden und Erleben hinein ragt. Historisch beisspiellos war der drastische Rückgang der Heirats-, Scheidungs- und der Geburtenhäufigkeit nach 1989. Innerhalb von drei Jahren ist die Zahl der Eheschließungen

um fast zwei Drittel, die der Scheidungen um über 80 Prozent und die der Geburten um annähernd 60 Prozent gesunken. Zwar sind alle entsprechenden Raten zwischenzeitlich leicht angestiegen, sie liegen aber weiterhin deutlich unter den Werten in den alten Bundesländern (vgl. Tab. 4).

Der markanteste Unterschied zwischen alten und neuen Bundesländern betrifft die fortgeschrittene Entkoppelung von Ehe und Elternschaft im Osten. Schon zu DDR-Zeiten wurde jedes dritte Kind nichtehelich geboren, heute sind es bereits mehr als 50 Prozent. Damit ist der Anteil fast drei Mal so hoch wie im Westen. Damit zusammenhängend, gibt es im Osten, relativ betrachtet, weit häufiger nichteheliche Lebensformen mit Kindern als im Westen. In den alten Bundesländern leben nur in ca. 16 Prozent aller nichtkonventionellen Lebensformen Kinder. In den neuen Bundesländern ist dieser Anteil mehr als doppelt so groß. Er beträgt dort 39 Prozent.

Tab. 4: Ausgewählte Indikatoren für die demografische Lage in den neuen und alten Bundesländern im Vergleich 1999/2000

	neue Bundesländer	alte
Nettoreproduktionsrate (NRR)*	0,55	0,67
spezifische Scheidungsziffer (Scheidungen je 1000 Ehen)	8,86	10,4
allgemeine Heiratsziffer (Heiraten je 1000 Einwohner)	3,9	5,4
Anteil nichtehelicher Geburten an allen Geburten (in Prozent)	51,5	18,6
durchschnittliches Erstheiratsalter der Männer*	30,3	31,1
durchschnittliches Erstgeburtsalter der Mütter*	28,2	28,9
betroffene Kinder je 1000 Scheidungen	847	747

* Ergebnisse für das Jahr 1999

Ein anderer, ebenfalls sehr markanter Unterschied betrifft die Mutterrolle. Mutterschaft und Erwerbstätigkeit waren in der DDR für Frauen obligatorisch. Auch heute noch wollen Frauen, weitgehend unabhängig davon, ob sie Kinder haben oder nicht, erwerbstätig sein. In den alten Bundesländern hingegen dominiert nach wie vor das Drei-Phasen-Modell, also eine kindbedingte Erwerbsunterbrechung. Eine Betrachtung der Erwerbsbeteiligung von Frauen mit Kindern unter 18 Jahren belegt die unterschiedlichen Gestaltungsformen. 1996 waren 51 Prozent dieser Frauen in den neuen Bundesländern voll erwerbstätig und weitere 19 Prozent gingen einer Teilzeitbeschäftigung nach oder waren geringfügig erwerbstätig. In den alten Bundesländern waren nur 18 Prozent der Mütter voll erwerbstätig und weitere 31 Prozent teilzeit- oder geringfügig beschäftigt.

Besonders in einer Hinsicht hat in den 12 Jahren seit der Wiedervereinigung eine nachhaltige Angleichung des familiendemografischen Verhaltens stattgefunden. Das Timing der Familiengründung hat sich von den sehr frühzeitig erfolgenden Übergängen zu DDR-Zeiten, das durchschnittliche Erstgeburtsalter lag 1985 unter 22 Jahren, weitgehend den westlichen Verhältnissen angeglichen.

Kurz nach der Wende wurde von Wolfgang Zapf (1993) die These aufgestellt, dass sich die familiendemografischen Verhältnisse im Osten im Sinne einer „nachholenden Modernisierung“ rasch an die westlichen Verhältnisse anpassen werden. Zum heutigen Zeitpunkt muss diese These verworfen werden. Ausgebildet hat sich in den neuen Bundesländern ein spezifisches und wie es den Anschein hat relativ stabiles Muster mit eigenständigem Charakter.

3. Ursachen und Folgen des Wandels der Familie

Der Wandel der Familie in Deutschland, das haben die bisherigen Betrachtungen verdeutlicht, ist weder kontinuierlich noch richtungsstabil verlaufen. Auch waren nicht alle Regionen und sozialen Milieus in gleicher Weise betroffen (vgl. z.B. Burkart und Kohli 1992). Ausmaß, Tempo und Beginn des Wandels sind bis heute region- und milieuspezifisch sehr unterschiedlich. Dies ist ein wichtiger Indikator dafür, dass die Ursachen des Wandels vielfältig, komplex und uneinheitlich sind. Vor diesem Hintergrund ist offenkundig, dass eine Erörterung der Ursachen und Folgen des angesprochenen Wandels der Familie und der privaten Lebensführung in Deutschland im hier gegebenen Rahmen nur auf einer sehr allgemeinen Ebene geführt werden kann.

Die Ursachen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Wandels von Familie und Lebensführung können m.E. angemessen aus einer individualisierungstheoretischen Perspektive (Beck und Beck-Gernsheim 1989) in Verbindung mit sozialstrukturellen Kompositionseffekten (Mayer 1991) betrachtet werden. Aus individualisierungstheoretischer Sicht wird dem Wandel der Rolle der Frau in Verbindung mit ihrer stärkeren Bildungsbeteiligung in zweifacher Hinsicht eine wichtige Bedeutung als Ursache des familialen Wandels beigemessen. Die Frau ist nicht mehr ökonomisch vom Mann abhängig und zur Sicherung ihrer sozialen Position nicht mehr auf die Ehe verwiesen. Hinzu kommt, dass die insgesamt stark gestiegene Verweildauer im Bildungssystem zu einem Aufschub der Familiengründung wesentlich beiträgt. Eine andere wichtige Ursache steht im Zusammenhang mit der Auflösung traditioneller Zugehörigkeiten und Verbindlichkeiten und dem damit verbundenem Bedeutungsverlust traditioneller sozialer Kontrollinstanzen wie Verwandtschaft, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft. Damit einhergehend erfolgten ein rascher und tief greifender Wandel sozialer Normen und eine Zunahme potentieller Handlungsoptionen. Die Abkehr von relativ starren und einheitlichen Verhaltensvorschriften eröffnete erst die Möglichkeit zu einer stärkeren Ausrichtung der privaten Lebensführung an individuellen Bedürfnissen und Zielen. Die milieuspezifisch unterschiedlich starke Herauslösung der Menschen aus ihren verfestigten traditionellen Bezügen ging mit einer weiteren, sehr grundsätzlichen Veränderung einher. Das Subjekt erlangte nicht nur mehr Freiheitsräume durch den Wegfall von Beschränkungen, es rückte selbst auch stärker in den Mittelpunkt. Ging es in der Vergangenheit mehr um den Erhalt von Strukturen und Institutionen, in die sich das Individuum möglichst reibungslos einzupassen hatte, hat sich heute die Selbstverwirklichung als legitimer Bezugsrahmen individueller Handlungsziele weitgehend durchgesetzt, wodurch eine größere Gestaltungsvielfalt entsteht.

Neben dem Wandel und Bedeutungsrückgang normativer Regelungen sind auch Veränderungen der Sozialstruktur für den Wandel der Familie maßgeblich mitverantwortlich. Im Unterschied zum ersten Ursachenkomplex spielen in diesem Zusammenhang Verhaltens- und Einstellungsänderungen eine eher untergeordnete Rolle. Maßgeblich sind hier vielmehr Kompositionseffekte. Das heißt, dass die Zu- und Abnahme der zahlenmäßigen Größe unterschiedlicher sozialer Milieus (z.B. die Verbreitung des städtisch-akademischen Milieus und die Schrumpfung des traditionellen Arbeitermilieus) unmittelbare Auswirkungen auf familiendemografische Indikatoren haben kann, ohne dass Veränderungen des milieuspezifischen Verhal-

tens stattgefunden haben. Hinzu kommt, dass die seit den frühen 1960er Jahren erfolgte Wohlstandssteigerung und die damit verbundene verbesserte ökonomische Lage und Wohnsituation die Verbreitung bestimmter Lebensformen, z.B. die der Fernbeziehung, erst ermöglicht hat.

Der Wandel von Familie und Lebensführung ist ein Prozess, der, neben den erwähnten milieuspezifischen Differenzierungen, v.a. über das Eintreten immer neuer Geburtskohorten in den Familienentwicklungsprozess getragen wird. Unabhängig von sozialen Milieus gibt es Hinweise, dass sich das familiendemografische Verhalten zwischen den unterschiedlichen Alterskohorten signifikant unterscheidet (vgl. z.B. Huinink 1995).

Die gesellschaftlichen Folgen des Wandels von Familie und Lebensführung sind vielschichtig und können hier ebenfalls nur recht pauschal und verallgemeinernd erörtert werden. Hinzu kommt, dass bei einer Diskussion von Ursachen und Folgen des familialen Wandels nicht von klaren Kausalbeziehungen auszugehen ist, sondern von einem engen Interdependenzverhältnis mit sich wechselseitig beeinflussenden Prozessen. Das betrifft besonders den Zusammenhang zwischen der Legitimität nichtkonventioneller Lebensformen und ihrer Verbreitung. Seit den 1970er Jahren haben sich zahlreiche Lebensformen jenseits der ehelichen Kernfamilie verbreitet, mit der Folge, dass sie zunehmend entstigmatisiert wurden, wobei der Prozess der Entstigmatisierung ihre weitere Verbreitung begünstigt hat. Vor diesem Hintergrund werden besonders drei Folgen des familialen Wandels erkennbar. Offenkundig hat der Wandel der Lebensführung zu einer Pluralisierung der Lebensformen und der Lebensverläufe *in Grenzen* geführt. Die Monopolstellung eines Modells und eines gesellschaftlichen Leitbilds ist verschwunden, an ihre Stelle ist eine größere Vielfalt und Uneinheitlichkeit getreten. Ergebnis ist aber kein „anything goes“ der Lebensführung. Vielmehr hat ein Wandel von *der* Normalbiografie zu *den* Normalbiografien, zwischen denen in Abhängigkeit von Milieuzugehörigkeit und Lebenssituation relativ frei gewählt werden kann, stattgefunden. Die gestiegene Vielfalt ist verbunden mit einer Dynamisierung der Lebensläufe, die heute, mehr als vor dreißig Jahren, durch diskontinuierliche Brüche und Übergänge zwischen unterschiedlichen Lebensphasen gekennzeichnet sind. Die Vielfalt resultiert dabei weniger aus der Entstehung völlig neuer Lebensformen, sondern aus einer wachsenden Binnendifferenzierung äußerlich gleicher Strukturformen und aus dem Mehr an Möglichkeiten bei der Gestaltung der Partnerschaftskarriere. Ein besonders markanter Aspekt in dieser Entwicklung ist die Entstehung eines großen und weiter wachsenden „nicht familialen Sektors“, mit der möglichen Folge einer Polarisierung der Gesellschaft in einen reproduktiven, ökonomisch schlechter gestellten Teil und einen nicht reproduktiven, ökonomisch besser gestellten Teil.

Eine weitere, sich nachhaltig abzeichnende Folge des Wandels der privaten Lebensführung ist die Alterung der Bevölkerung und die daraus resultierenden Folgen für die sozialen Sicherungssysteme, das Bildungssystem und den Arbeitsmarkt. Mit diesen für die Gesamtgesellschaft durchaus problematischen Auswirkungen beschäftigt sich der gesellschaftspolitische Diskurs mit wachsender Intensität seit einigen Jahren. Dabei zeichnet sich eine allmähliche Veränderung des der Familie zugemessenen gesellschaftlichen Stellenwerts ab. Familie, in ihren ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen, erfährt eine Aufwertung, die mittelfristig zu einer Neudefinition des Verhältnisses von Familie, Wirtschaft und Gesellschaft führen könnte.

4. Schlussbetrachtung: Erforderlich ist eine Neubewertung von Familien- und Erwerbsarbeit

Die größten Herausforderungen, die sich mit dem Wandel der Familie ergeben, beruhen nicht auf dem Wandel ihrer Erscheinungsformen, nicht auf dem veränderten subjektiven oder gesellschaftlichen Stellenwert von Familie und auch nicht auf den gewandelten Aufgaben und Leistungen der Familie, sondern darauf, dass sich die Institutionen und Organisationen, die mit Familie in Verbindung stehen, bisher nicht entsprechend gewandelt haben. Das betrifft besonders die öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen, das öffentliche Bildungssystem und die Unternehmen, die den Menschen nur als Beschäftigten sehen und seine familialen Pflichten und Bedürfnisse meist nicht nur nicht zur Kenntnis nehmen, sondern Strukturen beibehalten und Erfordernisse abverlangen, die diesen direkt zuwiderlaufen.

Das Verhältnis von Familie und Gesellschaft wurde im Fünften Familienbericht der Bundesregierung von der Sachverständigenkommission als „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft gegenüber der Familie dargestellt. Damit werden drei Problembereiche angesprochen. Zum Ausdruck gebracht wird, dass Leistungen der Familie gesellschaftlich zu wenig anerkannt werden, dass wirtschaftliche Interessen gegenüber familialen Belangen dominieren und dass die Verantwortlichkeit für die Familienarbeit nach wie vor einseitig zu Lasten der Frauen verteilt ist. Eine Familienpolitik der Zukunft muss an allen drei Punkten ansetzen. Dringend erforderlich ist dazu eine Veränderung des Stellenwerts von Familienpolitik. Eine Familienpolitik der Zukunft ist nicht auf ihre sozial- und finanzpolitische Dimension zu reduzieren. Familienpolitik ist als Gesellschaftspolitik zu begreifen.

Auch die Unternehmen müssen mehr als bisher erkennen, dass die Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf nicht nur ein Problem ihrer Beschäftigten ist. Die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellt sich heute vor dem Hintergrund der alternden Gesellschaft und dem gewandelten Selbstbild der Geschlechter. Damit die Vereinbarung von Familie und Beruf möglich wird, sind nicht nur individuelle und gesellschaftliche Anstrengungen gefragt. Neben der Politik tragen auch die Unternehmen eine wesentliche Mitverantwortung. Dieser Mitverantwortung können Unternehmen letztlich nur gerecht werden, wenn sie den Einzelnen nicht nur als Funktionsträger im Betrieb, sondern als Person mit Verantwortung für eine Familie und die eigene Gesundheit respektieren. Eines der neuen Schlagworte lautet in diesem Zusammenhang „work-life-balance“. Wahrscheinlich liegt in der Neugestaltung des Verhältnisses von Berufsarbeit und Familie eine der wichtigsten zukünftigen gesellschaftspolitischen Gestaltungsaufgaben in Deutschland.

Anmerkungen

- 1 Bei allen ohne weitere Quellenangabe zitierten Zahlen handelt es sich um Daten des Statistischen Bundesamts.
- 2 Ein Beispiel für eine solche (Fehl-)Einschätzung ist den Internetseiten des Informationszentrums Sozialwissenschaften in Bonn entnommen. Dort heißt es unter der Internetadresse <http://www.bonn.iz-soz.de/themen/ernaehrung/Konsumtrends.htm> vom 4.1.2002: „Die Familienstruktur hat sich, sukzessive und drastisch, verändert: Der Anteil von Familien mit Kindern geht zurück, ... es überwiegt die Ein-Kind-Familie ...“

- 3 Nichteheliche Geburten können vom Statistischen Bundesamt nicht nach der Geburtenfolge differenziert werden und müssen daher beim Erstgeburtsalter unberücksichtigt bleiben. Aufgrund des Durchschnittsalters der Mütter aller nichtehelichen Geburten ist davon auszugehen, dass das Erstgeburtsalter der Frauen mit nichtehelichen Geburten um etwa zwei Jahre unter dem ehelicher Erstgeburten liegt.

Literatur

- Allan, Graham; Hawker, Sheila und Crow, Graham (2001): Family Diversity and Change in Britain and Western Europe. *Journal of Family Issues*, 22, 7, 819-837
- Amato, Paul und Booth, Allan (1997): *A Generation at Risk*. Cambridge MA
- Bauer, Adelheid und Pfeiffer, Christiane (1997): Nur 4,3 Prozent der Österreicher sind Singles. *Beziehungsweise*, 1, 1-2
- Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (1989): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main
- Bertram, Hans (1996): Familienwandel und Generationsbeziehungen. In: Hans-Peter Buba und Norbert F. Schneider (Hg.): *Familie – Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design*. Opladen, 61-79
- Bien, Walter und Bender, Donald (1995): Was sind Singles? In: Hans Bertram (Hg.): *Das Individuum und seine Familie*. Opladen, 61-90
- Bodenmann, Guy (1999): Scheidung: Was wissen wir heute zu ihren Ursachen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 11, 2, 5-27
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.) (1994): *Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland*. Fünfter Familienbericht. Bonn
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (1998): *Zehnter Kinder- und Jugendbericht*. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland. Berlin (zitiert als 10. KJB)
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2000): *Familien ausländischer Herkunft*. Sechster Familienbericht. Berlin
- Burkart, Günter und Kohli, Martin (1992): *Liebe, Ehe, Elternschaft*. Die Zukunft der Familie. München
- Diekmann, Andreas und Engelhardt, Henriette (1995): Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos. *Zeitschrift für Soziologie*, 24, 3, 215-228
- Diewald, Martin und Wehner, Sigrid (1995): Verbreitung und Wechsel von Lebensformen im jüngeren Erwachsenenalter – Der Zeitraum von 1984 bis 1993. In: Wolfgang Zapf; Jürgen Schupp und Roland Habich (Hg.): *Lebenslagen im Wandel*. Frankfurt am Main, 125-146
- Dorbritz, Jürgen und Schwarz, Karl (1996): Kinderlosigkeit in Deutschland – ein Massenphänomen? *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 21, 3, 231-261
- Eurostat (2001): <http://europa.eu.int/comm/eurostat/Public/datashop/>
- Fthenakis, Wassilios E. und Minsel, Beate (2001): *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Zusammenfassung des Forschungsberichts des Staatsinstituts für Frühpädagogik im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. München
- Giddens, Anthony (1993): *Wandel der Intimität*. Frankfurt am Main
- Göckenjan, Gerd (1989): Volkskrankheit Infertilität. In: Alexander Schuller und F. Heim (Hg.): *Der codierte Leib*. Zürich, 125-141
- Granovetter, Mark (1993): The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology*, 78, 1360-1380
- Höpflinger, Francois (1991): Neue Kinderlosigkeit – Demographische Trends und gesellschaftliche Spekulationen. In: *Acta Demographica*, 81-100
- Hradil, Stefan (1995): *Die „Single-Gesellschaft“*. Schriftenreihe des Bundeskanzleramts, Band 17. München
- Klein, Thomas (1995): Die geschwisterlose Generation: Mythos oder Realität? *Zeitschrift für Pädagogik*, 2, 285-299

- Klein, Thomas und Lauterbach, Wolfgang (1994): Bildungseinflüsse auf Heirat, die Geburt des ersten Kindes und die Erwerbsunterbrechung von Frauen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 2, 278-298
- Laumann, Edward O. et al. (1994): *The Social Organisation of Sexuality. Sexual Practices in the United States*. Chicago
- Lautmann, Rüdiger (1996): Ambivalenzen der Verrechtlichung – die gleichgeschlechtlichen Partnerschaften im Gesetzgebungsverfahren. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14, 4, 121-128
- Lüscher, Kurt (1997): Demographische Annäherungen an die „Pluralität familialer Lebensformen“. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 22, 2/3, 269-309
- Mayer, Karl U. (1991): Soziale Ungleichheit und die Differenzierung von Lebensläufen. In: Wolfgang Zapf (Hg.): *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. deutschen Soziologentags*. Frankfurt am Main, 667-687
- Mintz, Steven (1998): From Patriarchy to Androgyny and other Myths: Placing Men's Family Roles in Historical Perspective. In: Alan Booth und Ann C. Crouter (Eds.): *Men in Families*. Mahwah, 3-30
- Nauck, Bernhard (1995): Kinder als Gegenstand der Sozialberichterstattung. In: ders. und Hans Bertram (Hg.): *Kinder in Deutschland*. Opladen, 11-87
- Nave-Herz, Rosemarie (1999): Soziologische Perspektiven von Ehe und Nichtehelicher Partnerschaft. In: Peter Kaiser (Hg.): *Partnerschaft und Paartherapie*. Heidelberg
- Peuckert, Rüdiger (1999): *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen, 3. Auflage
- Quaiser-Pohl, Claudia (2001): Deutsche Eltern im interkulturellen Vergleich. In: Horst Nickel und Claudia Quaiser-Pohl (Hg.): *Junge Eltern im kulturellen Wandel*. Weinheim, 301-310
- Rosenbaum, Heidi (1982): *Formen der Familie*. Frankfurt am Main
- Schneewind, Klaus A. et al. (1996): Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. *Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*, Band 128.1. Stuttgart
- Schneider, Norbert F., Kerstin Hartmann; Bernd Eggen und Brigitte Fölker (2000): Wie leben die Deutschen? Materialien zur Familienpolitik Nr. 10. Hrsgg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin
- Schneider, Norbert F., Ruth Limmer und Kerstin Ruckdeschel (2002): Mobil, flexibel, gebunden. Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft. Frankfurt am Main
- Schneider, Norbert F., Dorothea Krüger, Vera Lasch, Ruth Limmer und Heike Matthias-Bleck (2001): *Alleinerziehen – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. Aktualisierte und gekürzte Auflage. Weinheim
- Schneider, Norbert F., Doris Rosenkranz und Ruth Limmer (1998): *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen*. Opladen
- Schütze, Yvonne (2000): Wandel der Mutterrolle – Wandel der Familienkindheit. In: Alois Herlth et al. (Hg.): *Spannungsfeld Familienkindheit. Neue Anforderungen, Risiken und Chancen*. Opladen, 92-105
- Schwarz, Beate und Silbereisen, Rainer K. (1996): Anteil und Bedeutung autoritativer Erziehung in verschiedenen Lebenslagen. In: Jürgen Zinnecker und Rainer K. Silbereisen (Hg.): *Kindheit in Deutschland*. Weinheim, 229-242
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch*. Berlin
- Singly, Francois de 1994: *Die Familie der Moderne*. Konstanz
- Szydlak, Marc (2000): *Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. Opladen
- Trotha, Trutz von (1990): Zum Wandel der Familie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 42, 3, 452-473
- Vaskovics, Laszlo A. (2002): Elternschaft nach Auflösung der Zeugungsfamilie – postfamiliale Elternschaft. In: Norbert F. Schneider und Heike Matthias-Bleck (Hg.): *Elternschaft heute*. Opladen, 145-162
- Vaskovics, Laszlo A.; Rupp, Marina und Hofmann, Barbara (1996): *Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Eine soziologische Längsschnittstudie*. Opladen

- Wagner, Michael und Franzmann, Gabriele (2000): Die Pluralisierung der Lebensformen. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 25, 1, 151-173
- Walper, Sabine und Schwarz, Beate (Hg.) (1999): Was wird aus den Kindern. Weinheim
- Walter, Wolfgang und Künzler, Jan (2002): Parentales Engagement. Mütter und Väter im Vergleich. In: Norbert F. Schneider und Heike Matthias-Bleck (Hg.): *Elternschaft heute*. Opladen, 95-119
- Weick, Stefan (2002): Auszug aus dem Elternhaus, Heirat und Elternschaft werden zunehmend aufgeschoben. *Informationsdienst Soziale Indikatoren*, 27, 11-14
- Zapf, Wolfgang (1993): Die DDR 1989/90 – Zusammenbruch einer Sozialstruktur? In: Hans Joas und Martin Kohli (Hg.): *Der Zusammenbruch der DDR*. Frankfurt am Main, 29-48